

DÜSSELDORFER **DEBATTE**

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

2/85
Februar

Die Platterbse hat zwar über der Erde einige Blumen und Früchte,
aber unter ihr die meisten, obwohl weiße.

(Jean Paul)

Redaktion:

Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Sepp Bierbichler, Dietrich Boekle, Peter Brokmeier-Lohfing, Claus Bremer, Jutta Brückner, Rudolf Burger, Arthur (C) Caspari, Dankwart Danckwerts, Franz Josef Degenhardt, Diether Dehm, Frank Deppe, Fred Eckhard, Klaus Eder, Bernt Engelmann, Wolfgang Florey, Gerd Fuchs, Georg Fülberth, Christian Geissler, Ludwig Harig, Helmut Heißenbüttel, Heinz-Gerd Hofschen, Fred Karl, Hans Christian Kirsch (Frederik Hetmann), Hans-Jürgen Krysmanski, Renate Krysmanski, Arnhelm Neusüss, Michael Otte, Karl Pawek, Hermann Peter Piwitt, Hans Platschek, Dagmar Plöetz, André Rebstock, Helmut Ridder, Roman Ritter, Witich Roßmann, Georg Rückriem, Peter Rühmkorf, Erika Runge, Karl Heinz Scherfling, Ronald M. Schernikau, Michael Schneider, Charles Schüddekopf, Peter Schütze, Michael Springer, Norbert Stratmann, Dieter Süverkrüp, Ralf Thenior, Uwe Timm, Hermann Treusch, Rafael de la Vega, Maria Vonderbank, Franziska Wiethold . . .

ISSN 0176-7232

D U S S E L D O R F E R D E B A T E

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
 Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
 Organisation: Helga Bodenstab
 Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/Aug.)
 Einzelheftpreis 15,- DM, im Abonnement 12,- DM + Versandkosten
 Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©:
 Zeitschriften- und Buchverlag GbR Peter Maiwald, Michael von Bentivegni
 Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg (BLZ 20010020)

Gestaltung: Kurt Weidemann
 Satz: Konkret, Hamburg; Druck: Plitt, Oberhausen;
 Vertrieb: inter-abo, Postfach 1449, 2054 Geesthacht
 Anzeigenpreisliste 1/84

Claus Bremer	2
Guernica.....	
Gerd Fuchs	
Der Alp auf dem Hirne der Lebenden.....	3
Helmut Ridder	
Konzertanz in Grün — Die außenpolitischen Herztöne der BRD-Eliten und ihrer freiwilligen Fußvölker.....	7
Helmut Heißenbüttel	
Evolution einer Meldung aus der Mainzer Allgemeinen Zeitung.....	19
Franziska Wiethold	
Die Balance des Widerspruchs Arbeiterbewußtsein und Krise.....	21
Rafael de la Vega	
Über Helden und Gräber.....	31
Heinar Kipphardt	
Zergliederung einer Verstörung (Fragment).....	39
Fred Eckhard	
Kreativ und/oder solidarisch — Kunststücke.....	43
Ronald M. Schernikau	
Politik mögen.....	47
Wolfgang Krohn	
Erzwingen Wissenschaft und Technik eine neue Ethik?.....	49
HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden.....	59
Manfred Vosz	
Auf beiden Seiten der Front Eine Reise durch El Salvador (I).....	60
Peter Maiwald	
Notizbuch 5.....	73
Zeitschriftenschau — Hinter dem Rücken der Avantgarde.....	74
Autorenverzeichnis.....	77

Claus Bremer

Guernica

Das Licht ein Auge das sticht
 Anblick der entleibt Meine Zunge das Messer
 Ich sehe das Gedicht verrecken das mich getragen hat
 Nacktes elektrisches Licht

Ich schreie zu dir Erde die mich aussperrt
 Klage nach oben Gekappter Ruf
 Von Flammen gefressener Schrei In Stücke geschnitten
 Feuer treibt in die Enge Zupackendes Feuer

Enterdet enthimmelt entsonnt entsternt
 Hände gereckt gegen die bleierne Decke
 Betoniertes Grab Ich sehe die Kraft kein Schutz mehr
 Selbst die schützende Höhle Gefangenschaft

Die Sonne zieht ihr Gesicht zusammen
 Die Sonne nichts als Flammen
 Meine Faust eine Säule
 Meine Sicht wird eure Tode lebendig machen

Gerd Fuchs

Der Alp auf dem Hirne der Lebenden

Heute Nacht habe ich wieder Hitler erschossen. Nicht im Traum, sondern davor, wenn die Bilder sich aus ihren Verankerungen zu lösen beginnen und die Zensur schwächer wird. Sehr schnell war ich wach, ohne daß ich doch aufhören konnte, dieses Attentat immer wieder zu planen, auszuführen, zu planen, auszuführen - ein Krampf, der sich erst durch Tee und Zigaretten löste.

Ich hatte lange nicht mehr auf Hitler geschossen. Ich hatte geglaubt, diese Kinderei hätte ich überwunden. Aber am Abend hatte ich den ersten Teil der Fernsehserie »Der Krieg der Bomber« gesehen, ich hatte Filme gesehen, in denen London, Coventry, Hull, Warschau und schließlich Lübeck und Köln brannten, und plötzlich war wieder Frühjahr 1945. Die Feuerstürme waren erloschen, die Himmel wieder leer. Es war Frieden, und ich sah die erste unzerstörte Stadt. Ein ungläubiges Erstaunen befiel mich angesichts dieser seit Jahrhunderten unversehrten Häuser, und ich wußte, daß mich dieses Erstaunen nicht mehr verlassen wird. Ich glaubte dieser Stadt nicht. Sie erschien mirkulissenhaft, lägenhaft, nicht wirklich.

Das heißt: Hinter mir war nichts. Es gab keine Geschichte. Von Frieden hatten wir Dreizehnjährigen weder Erinnerung noch Vorstellung. Längst bevor der Krieg begann, waren in unsere Hirne eingegraben Bilder von Kampf, Tod, Vernichtung, Triumph und Niederwerfung als den Grundmustern des Lebens, waren wir vorprogrammiert auf Krieg als Lebensform, und zwar auf diesen Krieg als den Krieg aller Kriege als einen Zustand, in dem die Unterscheidungen Frieden und Krieg bedeutungslos wurden, das Wort Geschichte seinen Sinn verlor.

Doch auch vor uns war nichts. Es gab nur das, was wir sahen: die versteppten Flächen, die sich im Zentrum der Städte auszubreiten begannen, als die leergeglühten Ruinen fielen, diese wohlruhenden Weiten, auf denen der Wind das aus dem rötlichen Backsteinschutt wuchernde Unkraut peitschte.

Ich habe lange gebraucht, bis ich begriff, daß zum Menschsein Geschichtehaben gehört, und noch einmal lange, bis ich begriff, daß zu meiner Geschichte auch die Geschichte dieser Republik gehört, in der ich plötzlich lebte. Doch da hatten sich von den Rändern der Trümmerflächen her schon

Baugerüste herangeschoben. Surreal und absurd standen plötzlich Straßenzeilen in der Weite. Andere Straßenzeilen wuchsen ihnen entgegen, vereinigten sich mit ihnen, die ausgererten Städte begannen sich mit umbautem Raum zu füllen.

Doch auch diese putzfrischen Fassaden, diese Wohnanlagen, Büroobjekte, Schlichtbauten und Sozialwohnungen werden mir genauso kulissenhaft erscheinen wie jene schönen schwäbischen seit Jahrhunderten unverscherten Häuser. Diese ganze rasant hochgezogene, zügig installierte, aus Fertigteilen zusammengeknallte Baukasten-Republik wird mir kulissenhaft erscheinen, lügenhaft, nicht wirklich.

Es konnte aber nicht dabei bleiben, daß nach Auschwitz das der deutschen Situation einzig angemessene architektonische Environment das Trümmergrundstück war, die auf einer Ruine wachsende Birke das Maximum an Naturanschauung, ihr Mittelwert jenes aus rötlichem Bauschutt wuchernde Unkraut, das der Wind peitschte, oder die Stauffahnen, die über die Ruinen zogen.

In Alfred Anderschs Roman »Winterspelt« findet sich folgender Dialog.

Käthe (zu Hainstock, dem Kommunisten): Weißt du, ich glaube nicht, daß es in Bezug auf geschichtliche Ereignisse viel Sinn hat, Konditionalsätze aufzustellen. Hainstock: Das ist die reaktionärste Ansicht, die ich je gehört habe. Wenn man darauf verzichtet, sich vorzustellen, wie etwas hätte sein können, verzichtet man auf die Vorstellung einer besseren Möglichkeit überhaupt. Dann nimmt man Geschichte hin, wie sie eben kommt. Käthe: Wenn sie gekommen ist, kann man nichts anderes tun, als sie hinnehmen.

Geschichte haben bedeutet aber nicht Bewußtsein von der Abfolge von Ereignissen zu haben, sondern das Mitdenken der jeweils »besseren Möglichkeit«, wie Hainstock sagt. Es wird in diesem Jahr viel von den Möglichkeiten die Rede sein, die in den Jahren zwischen 1945 und 1949 versäumt wurden, und auf der Linken wird man auf die Sozialisierungsparagraphen der Länderverfassungen zeigen. Wie aber hätte nach 1945 die »bessere Möglichkeit« für Deutschland aussehen können?

Hätten die USA, die stärkste Siegermacht des zweiten Weltkriegs angesichts der als Weltmacht aus dem Krieg hervorgegangenen Sowjetunion, angesichts der Entstehung der sozialistischen Volksrepubliken, angesichts der Lage in Griechenland, Italien, Frankreich, Persien, China ein sozialistisches Deutschland und damit den Verlust Europas hinnehmen können?

Und wie realistisch war der sowjetische Vorschlag - Rapacki entwickelte ihn später weiter - ein zwar um die Gebiete jenseits der Oder verkürztes, ansonsten aber ungeteiltes Deutschland als entmilitarisierten Staat zu erhalten? Wie lange hätte ein solches Deutschland den Balanceakt zwischen den Systemen, diesen dritten Weg durchgestanden? Und wie lange hätte die eine oder andere Seite die Nerven gehabt, ihm dabei zuzusehen?

Und vor allem: Wo wären die Köpfe und Herzen gewesen, ein sozialistisches Deutschland aufzubauen oder auch nur die radikaldemokratische Verfassung zu garantieren, die für ein neutrales nötig gewesen wäre?

Wenn es bis jetzt nicht zu einem dritten Weltkrieg gekommen ist, dann verdankt das die Welt zu einem entscheidenden Teil der Spaltung Deutschlands. So wäre dann alles, was dazu führte, objektiv gerechtfertigt gewesen? Das Verhalten der westdeutschen Arbeiter? Der Weg der SPD, die

Politik der KPD, die Haltung der Gewerkschaften? Ja, steht dann nicht Adenauer, der das ungebrochen faschistische Potential der Westzonen zur formaldemokratischen Camoufage und zum Stillhalten zwang, nicht als der eigentliche Friedensfürst da?

Verkommt dann historisches Denken aber nicht zur Rechtfertigung jeder beliebigen Schweinerei?

Vielleicht wäre die einzige sinnvolle Frage an die deutsche Nachkriegsgeschichte, ob man genügend um sich geschlagen hat.

Wie weit aber kann Gegenwehr gehen, wenn nicht nur die Teilung Deutschlands Vorbedingung für den Frieden ist, sondern auch die Fortexistenz der gesellschaftlichen Systeme der beiden deutschen Staaten? Systemverändernde Strategien wären dann friedensgefährdend? Dann dürfte der Kapitalismus allenfalls ein wenig demokratischer gestaltet werden? Oder könnten die sozialistischen Länder - von den USA nicht zu reden - etwa eine revolutionäre Situation in Westdeutschland brauchen?

Schweigen wir Deutschen von revolutionären Situationen. Die friedenspolitische Diskussion vor und nach der Aufstellung der Raketen hat eins überwältigend deutlich gemacht: Teilung und Status quo sind der Beitrag der Deutschen zum Weltfrieden, und im Interesse des Friedens muß dieser Beitrag weiter entrichtet werden.

Schon in der Vergangenheit bedeutete das ja schon alles andere als politischen Immobilismus, wieviel weniger wird er das in Zukunft bedeuten. Der Widerspruch zwischen Kapitalismus und Frieden darf, da er nicht aufgehoben werden kann, nicht virulent werden. Das heißt Kampf, das heißt noch mehr Kampf, wenn das Maximum deutscher Möglichkeiten, der Status quo minus Raketen, erreicht werden soll. Das heißt vor allem: In Widersprüchen denken und fühlen, in Widersprüchen leben, Widersprüche aushalten, vor allem den großen Widerspruch: den Sozialismus zu wollen und gleichzeitig den Status quo auf sehr lange Zeit als Bedingung der Möglichkeit des Friedens zu bejahen.

Keine den Wirklichkeitssinn stärkende Situation. Keine Bedingung dafür, sich hier zu Hause zu fühlen. Und so geschieht es denn immer wieder, daß plötzlich ein leises Wehen über die Fassaden einer Straßenzeile läuft wie über die Leinwand einer Theaterkulisse, und ganz unbegründete Heiterkeit kommt auf, wenn Ernst Breit auf dem Bildschirm erscheint oder Pfarrer Sommerauer, und die Ziehung der Lottozahlen weitet sich zum republikübergreifenden tief symbolischen Vorgang. Was ist dann der Bundeskanzler gegen den Trainer der Nationalmannschaft, das Grundgesetz gegen einen Big Mac, Wörner gegen die Monroe. Dann zerfallen vielen wieder Wörter wie Geschichte oder Klasse oder Faschismus oder Solidarität wie weiland Hofmannsthal die Wörter im Munde zerfielen wie modrige Pilze.

Man kann aus derartigen Zuständen sehr leicht Literatur machen, und sie wird reichlich daraus gemacht, prima Avantgarde, hervorragend unnaiv, erkenntnistheoretisch geradezu durchtrieben, dazu richtig funkeln, sozusagen federnd, und vor allem echt traurig, total abgründig.

Im Augenblick zögere ich wieder stärker, einen Speisewagen zu betreten. Die Herren im blauen Nadelstreif betrachtend, mit denen ich an einem Tisch sitze, sage ich mir, daß ich meine Fahrkarte bezahlt habe, weiß aber,

daß mir das nichts hilft: Ich benütze fremde Einrichtungen. Denn wenn die sagen dieses unser Land, dann meinen die das auch so. Es ist schließlich bekannt, wozu man hier fähig ist, wenn die Dividenden sinken.

Es kommen wieder Wörter auf, die man einmal sammelte und in den Lexika des Unmenschens ausstellte, wie man die leeren Zyklon-B-Dosen, die Berge von Menschenhaar und Schuhen in den faschistischen Schädelstätten ausstellte. Wörter wie aussondern. Wörter wie entartet. Auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau führt ein bayrischer Innenminister ein neues Gas vor.

Viele beginnen, aus der Widersprüchlichkeit der deutschen Situation herauszudrängen. Harmonisierende Begriffschimären wie Nation oder nationale Identität gehen um, allesamt, würden sie praktisch, Kriegserklärungen an die sozialistischen Staaten. Und von Frankreich her, vierzig Jahre nach dem Ende des letzten derartigen Versuchs, flankierend zur Raketen-aufstellung, stellvertretend für die USA, die dafür längst nicht mehr die intellektuelle Potenz haben, der natoweite Versuch, das Menschheitsprojekt Aufklärung zur Dispositon zu stellen.

Dies umso passender und vermeintlich glaubwürdiger, als der manichäische Vorstoß aus jenem Land kommt, das 1989 den zweihundertsten Jahrestag seiner bürgerlichen Revolution und damit auch den politischen Triumph der Aufklärung wird begehen müssen. Den tonangebenden französischen Intellektuellen wird dies kein Datum mehr sein. Bedeuten wird die Tat der französischen Bürger, die die Bastille stürmten, nur denen etwas, denen die Tat der russischen Arbeiter, die das Winterpalais stürmten, etwas bedeutet.

Die Aufklärung beerben, wird für die Deutschen heißen müssen, mit den Widersprüchen zu leben, die sie selbst erzeugten. Wo sind die Koalitionen zur Verteidigung des Worts Vernunft?

Wir sind bereits so daran gewöhnt, immer wieder neue Substanzen einzuführen, um unsere mechanistische Erklärung weiterführen zu können, daß es auf eine mehr oder weniger schon nicht mehr ankommt.

Albert Einstein/Leopold Infeld

Helmut Ridder

Konzertanz in Grün

Die außenpolitischen Herztöne der BRD-Eliten und ihrer freiwilligen Fußvölker

Symptomatisch das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 18. Dez. 1984 (2 BvR 13/83), die Bescheidung der »Organklage« der Bundestagsfraktion der GRÜNEN zur Wahrung von Rechten des Deutschen Bundestags mit der Bundesregierung als »Gegner«! Der stolze 159 Schreibmaschinenseiten füllende Text wird in Kürze natürlich auch in der amtlichen Sammlung der bundesverfassungsgerichtlichen Judikate zu lesen sein (deren - bis jetzt - 66 Bände der von der Literaturwissenschaft in ihrer Spezifität noch gar nicht erkannten, geschweige denn durchforschten Gattung Law Fiction zuzuordnen sind). Funktion und Tragweite dieser Entscheidung haben offensichtlich nicht die mindeste Chance erkannt zu werden, »links« natürlich noch weniger als »rechts«. Siehe etwa Däubler (in DVZ/die tat Nr. 1 v. 4.1.85, S. 9), der mit nachtwandlerischer Sicherheit den Punkt herausfindet, wo »das Gericht sicherlich Zustimmung« verdienen soll, indem es, konträr zu der von der Bundesregierung vorgetragenen Auffassung, mit den GRÜNEN dafür hält, daß »die Bundesregierung deutsche Hoheitsrechte auf die Stelle übertragen« habe, »die im Ernstfalle über den Einsatz der Raketen entscheidet«. Schade, daß Alfred Hugenberg nicht mehr lebt, der alte Silberfuchs, sparsamer und klüger als die Flicks der zweiten Generation, daher sich auf wirklich Wichtiges konzentrierend, würde sicherlich einige Moneten dafür springen lassen, daß außer den GRÜNEN, denen man es vielleicht nicht einmal so sehr übelnehmen kann, daß sie grün sind, auch die selbsternannte »Linke« auf den deutschnationalen steamer zugestiegen ist, anstatt sich der überfälligen geriatrischen Behandlung zu unterziehen. So werden wir uns wohl der Mühe unterziehen müssen, mit ein paar Handreichungen das Interesse an einer kritischen Lektüre des epochalen Höhnenurteils zu erwecken, es zu verorten und sein Umfeld zu analysieren.

Die Bundesregierung habe, so lautete der Vorwurf der GRÜNEN, es unterlassen, sich für ihre Zustimmung zur Ausrüstung der in der BRD stationierten US-Streitkräfte mit den bewußten Raketen, die aufgrund der integrierten NATO-Kommandostruktur im »Ernstfall« durch den amerikanischen Präsidenten zum Einsatz gelangen können, durch ein Gesetz des Bundestags ermächtigen zu lassen, und dadurch verfassungsmäßige Rechte des Bundestags verletzt. Wir können hier durchaus davon absehen, daß nach Vorstellung und Vortrag der GRÜNEN das entsprechende Zustimmungs-

gesetz überdies auch ein verfassungsänderndes hätte sein müssen und außerdem (wofür sich gute Gründe ins Feld führen lassen) der Einsatz von Atomwaffen völkerrechtlich überhaupt verboten sein soll. Denn auch schon mit der Anerkennung der verfassungsrechtlichen Notwendigkeit einer Zustimmung in Gesetzesform (alles weitere wurde nicht ernstlich für erreichbar gehalten) glaubte man, würde das Unternehmen sich gelohnt haben und ein großer Erfolg zu verbuchen sein (vgl. Gespräch mit Ulrich K. Preuß in DVZ/die tat Nr. 33 v. 17.8.84, S. 5, wo das Prinzip Hoffnung in die relative Öffentlichkeit des Gesetzgebungsverfahrens investiert wird). Wer als nicht mit juristischen Scheuklappen ausgestatteter »Laie« miterlebt hat, daß eben derselbe Bundestag sich nicht nur über die vorausgegangene »Zustimmung« der Bundesregierung nicht entrüstet, sondern das Stationierungsunternehmen auch schließlich ausdrücklich durch einen eigenen (wenn auch) nicht gesetzesförmigen (so doch immerhin öffentlich gefaßten) Beschuß gutgeheißen hat, wird die taktischen Hoffnungen der Antragsteller für reichlich überzogen und ihre Antragsbegründung für putzig halten, die im Effekt nur dem Qualitätsunterschied zwischen dem exekutivischen und dem legislativischen Weg in den atomaren Holocaust überragende Bedeutung beimitzt. Auch wird er sich kaum darüber wundern, daß die Antragsteller den Prozeß - so scheint es allerdings nur - »verloren« haben. Das Bundesverfassungsgericht fällt keine Entscheidungen, die mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit entweder einen Regierungssturz nach sich ziehen oder aber, nämlich in dem für deutsche Gemüter freilich kaum ausdenkbaren Fall der Nichtbefolgung, den Sturz des Bundesverfassungsgerichts selbst zur Folge hätten.

Nun wollen wir uns bei den im Urteil in aller Breite referierten und benutzten juristischen Putzigkeiten nicht aufhalten (»Prozeßstandschaft« heißt das juristische Stichwort für die insider der *ars legis*), denen zufolge eine Parlamentsminderheit Rechte des ganzen Parlaments soll geltend machen können, die die Parlamentsmehrheit weder als verletzt ansieht, noch gar als verletzt gerichtlich geltend gemacht haben will, sondern dem schon jetzt verbreiteten Irrtum abhelfen, der Prozeß sei von den GRÜNEN wirklich »verloren« worden. Nein, die Antragsteller haben ihn »gewonnen«, obwohl ihr Antrag zurückgewiesen worden ist. Denn mit dem Urteil triumphiert die auch für sie zentrale These von der »Übertragung von Hoheitsrechten«, die für sie selbst freilich gar keine These, sondern ein Axiom ist, über das es aber letztlich, wie noch zu zeigen ist, auch gar keine Meinungsverschiedenheiten gab. »Gewonnen« hat deshalb auch die Bundesregierung und hat auch das Bundesverfassungsgericht selbst, und zwar einschließlich des wegen seines spektakulären »Dissentierens« von der großen mittelbürgerlichen Presse alsbald zur Ehre der Widerstandsaltäre erhobenen Richters (»Der Spiegel« Nr. 52 v. 24.12.84, S. 27: ».... mit seiner pointierten Kritik auf Dauer das eigentliche Urteil in den Schatten stellt...«); deswegen sind übrigens auch alle Befürchtungen derjenigen fehl am Platze, die bereits schreckliche Dinge kommen sähen, wenn das ganze Bundesverfassungsgericht von dem befallen würde, was hier am grünen Mahrenholz geschehen ist. Und was das Entscheidende ist: »Gewonnen« hat mit allen Prozeßbeteiligten, durch alle Prozeßbeteiligten und an der Spitze aller Prozeßbeteiligten - »Deutschland«, weil alle ihr Bestes gegeben und zum Lohn

auch abgesichert zurückgerstattet erhalten haben: »Aus der Kräfte schön vereintem Streben/ erhebt sich wirkend erst das wahre Leben«, sagte schon ein Klassiker des bürgerlichen Gemeinsinns. Freilich, sollte es (das wird uns noch beschäftigen) den Hauptgewinner gar nicht geben, wären auch die anderen Erfolge Pyrrhus-Siege.

Wie aber sieht das denn nun im einzelnen aus, was dem Besten da so glückhaft in der Residenz des Rechts widerfahren ist?

Den wichtigsten Part bei einer konzertierten Aktion vor und mit dem Bundesverfassungsgericht übernimmt natürlich der Antragsteller; denn ohne Antrag kann auch beim Bundesverfassungsgericht genausowenig etwas laufen wie bei einem anderen Gericht ohne Klage, Anklage, Beschwerde o.ä. An- und zwecks Kanonisierung durch einen unanfechtbaren Richterspruch einzuliefern hatten die grünen Antragsteller im Interesse »Deutschlands« - und sie taten es mit Inbrunst, und gern die vom Gericht angebotene Hilfe für eine noch dienlichere Formulierung entgegennehmend - eben die über die Maßen konsensfähige These, ja das Axiom, daß die »Zustimmung« der BRD (welche in Wahrheit die Wiederholung eines Petitions »deutsche« Morgenluft witternder BRD-Politik ist) eine »Übertragung von Hoheitsrechten« der BRD nach auswärts sei.

Das Axiom entbehrt jeder Grundlage. Aber es ist ein elementarer politischer Glaubensartikel, der wie jedes *Credo quia absurdum* nicht mit sich rechten und mit seinem einigenden Band die Millionen umschlungen sein läßt. Nur die in diesem unserem Lande spärlich, und »links« schon gar nicht, vorhandenen Ungläubigen begreifen mühelos, jedoch nahezu unter Ausschluß der Öffentlichkeit, daß sich nichts übertragen läßt, was nicht vorhanden ist. Und sie allein vermögen auch in *concreto* festzustellen, daß die BRD niemals »Hoheitsrechte« in Ansehung der Produktion, des Kaufs, des Verkaufs, des Vertriebs, der Aufstellung, der Ingebrauchnahme, der Verwendung, der Einsatzfreigabe usw. usw. von *Nuklearwaffen innegehabt hat*. »Nemo plus iuris transferre potest quam ipse habet«, lautet schon der Satz eines Säulenheiligen des gewiß höchst rationalen römischen Rechts, der mit gutem Grund auch den juristischen Adepts von heute in der akademischen Ausbildung eingebleut wird, mit dem ebenso angebrachten Zusatz, daß eine diesen Befund aus triftigen Gründen überspielende Fiktion ausdrücklich angeordnet sein muß, um rechtlich relevant zu werden. Die BRD war bei ihrer Entstehung im Jahre 1949 von Besitzungsrechts wegen unbewaffnet; es gab keinen »Nachfolger« der *de facto* und *de iure* liquidierten Großdeutschen Wehrmacht. Sie wurde 1955 im Zustand jedenfalls rechtlicher Atomwaffenlosigkeit »souverän«. Sie ist in diesem Zustand gleichzeitig Mitglied des WEU/NATO-Systems geworden, wobei die Fortdauer der Atomwaffenlosigkeit vertraglich ausdrücklich festgelegt wurde, und zwar unkündbar (vgl. Protokoll Nr. III über die Rüstungskontrolle v. 23.10.54, BGBl 1955 II, S. 266). Die stillschweigende (unter dem traumatisierenden Einfluß der kaputten »Deutschen Ideologie« meist sogar unbewußte) Annahme, die BRD habe bei Erlangung ihrer Souveränität sozusagen für eine »juristische Sekunde« (das ist auch sonst häufig eine dubiose juristische Figur) eine »atomare Waffenhoheit« besessen oder erlangt, um sie in derselben »juristischen Sekunde« wieder abzugeben, ist umso absurd, als die fortgesetzte Atomwaffenlosigkeit der BRD gerade

eine der wichtigsten Vorbedingungen ihrer Mitgliedschaft in dem verschachtelten Bündnissystem (juristisch ausgedrückt: »wesentliche Geschäftsgrundlage«) war. Und die immer wieder anzutreffende spontane Be- hauptung, daß es im Falle eines atomwaffenlosen Souveränitätsmodus mit der ganzen Souveränität der BRD überhaupt nichts auf sich haben könne, ist genauso abwegig wie eine Leugnung der 1955 hergestellten Souveränität der Republik Österreich, die bei ihrer Entlassung aus dem Besetzungsregime staatsvertraglich neutralisiert, am Beitritt zu militärischen Bündnissen gehindert usw. worden ist, ohne dabei auf von ihr etwa schon innegehabte diesbezügliche »Hoheitsrechte« zu »verzichten«, solche »abzugeben« o.ä.m. »Souveränität« ist nach dem heutigen Entwicklungsstand der Völkerrechtsgemeinschaft keine vor- und damit über-rechtliche und deshalb folgerichtig in der »Kriegsfreiheit« gipfelnde politische Qualität mehr. Sie ist (wenn auch in manchen Einzelheiten noch dunkel und umstritten; vgl. den interessanten Konstruktionsversuch von Kelsen, Stichwort »Souveränität« in Strupp-Schlochauer, Wörterbuch des Völkerrechts, 3. Bd., 1962, S. 278 ff.) ein *Rechts*-Begriff; und es gibt keine »grenzenlosen« Rechte. Sie ist die Souveränität der »souveränen Gleichheit« aller Staaten nach Art. 2 Nr. 1 der Satzung der Vereinten Nationen (SVN) und hat nichts zu tun mit den hunnischen Souveränitätsvorstellungen, von denen sich die »staatstragenden« ebenso wie die »grünen« Parteien in der BRD umtreiben lassen. Mit ihnen läßt sich also auch nicht der Sinn der 1945 erfolgten alliierten Übernahme aller »Hoheitsgewalt« in Deutschland verkehren, der darin be- stand, alle spätere deutsche Staatsgewalt zu einer *abgeleiteten* (und schon dadurch begrenzten) zu machen.

Doch warum sollte man das, wenn man »für Deutschland reitet«, streitet, fightet, nicht »vergessen« dürfen? Man muß es offensichtlich sogar. Man hat es in »diesem« unserem Lande von Anfang an getan (und in »jensem« unserem Land, der DDR, und diversen anderen unseren Ländern da im Osten auch manche Unklarheit genährt). Die BRD-seits als Initiatoren die Hauptschuld an dem - sehr bezeichnend für die Ungebrochenheit des obwaltenden politischen »Deutsch«-Denkens auch »Wieder«-Bewaffnung genannten - westdeutschen »Wehrbeitrag« zum atlantischen Bündnis Tragenden (Adenauer in der Ausgangssituation westdeutscher Waffenlosigkeit: »Die Lage ist ernst!« - wahrlich Grund genug, um sie durch Militarisierungsschritte Schritt für Schritt noch ernster zu machen!) probierten denn auch sofort den mehr oder minder unverblümten Griff nach der atomaren Ausrüstung (wohingegen die SPD sich erst durch die Aburteilung der Volksbefragungsgesetze zur atomaren Ausrüstung der Bundeswehr, die unter sozialdemokratischem Vorsitz im Sommer 1958 ebenfalls in Karlsruhe erfolgte, eine Abschirmung verschaffen konnte, um die ahnungslose Parteibasis schließlich von Wehner und Genossen im November 1959 über Godesberg an nicht mehr angreifbar erscheinende militärische BRD-Realitäten heranpeitschen zu können).

Schon kurz nach Hebung der BRD aus der NATO-Taufe und während auch von einer »konventionellen« Ausrüstung der Bundeswehr erst kleinste Teile vorhanden waren, schreibt etwa Adalbert Weinstein (Vorsichtig Waffen einkaufen, FAZ v. 5. 10. 56, S. 1): »Die atlantische Organisation muß die Idee der Abschreckung bis zu ihren letzten Konsequenzen verwirk-

lichen. Aber da bestehen gewisse Bedenken amerikanischer Militärs und Politiker. Denn die atlantischen Partner erscheinen ihnen nicht alle 'atomar kreditwürdig'. Trotzdem wird man die Atomwaffen an die atlantische Organisation geben müssen, auch um dem Bündnis für die Zukunft Halt zu geben ... Vielleicht liegt eine Ursache für die innere Abwehr mancher Regierungen und auch des amerikanischen Pentagons gegenüber der westdeutschen Dienstzeitverkürzung (durch die Beschränkung der Wehrpflicht auf 12 Monate wollte die Regierung Adenauer den Amerikanern das Zuge- ständnis zu einer atomaren »Kompensation« abpressen) eben darin, daß sie zur Bewaffnung der Bundesrepublik mit Atomwaffen führen muß. Aber anders kann man die notwendige militärische Schlagkraft auf die Dauer nicht erzielen. Der atomare Ergänzung wird nicht auszuweichen sein.« Bundesverteidigungsminister Strauß erklärte kurz darauf auf einer Tagung der Evangelischen Akademie Bad Boll (jahrelang eine Art Außenposten Bonner Ministerien »draußen im Land«), »er sei der festen Auffassung, daß die atomare Bewaffnung in allen europäischen Heeren kommen werde, gleichgültig, ob die Amerikaner dafür oder dagegen seien ...« (FAZ v. 13.2.57, S. 3). »Der Minister wies ungeschminkt auf die Gefahren einer atomaren Kriegsführung hin und hob hervor, daß dieser apokalyptischen militärischen Zukunft sich auch die Bundeswehr anpassen müsse. 'Ein Krieg wird in Europa ein Atomkrieg sein.' Obwohl er im einzelnen auf eine mögli- che atomare Planung nicht eingegangen ist, konnte doch aus seinen Formu- lierungen entnommen werden, daß er für eine atomare Bewaffnung auch bei der Bundeswehr eintritt... Erst das militärische Gewicht der Bundesre- publik räume ihr einen entsprechenden Platz auch in der atlantischen Welt ein und mache sie zum Verhandlungspartner. Das sei seine Erklärung für die Politik der Stärke. Nicht Druck mit der militärischen Gewalt solle ange- strebt werden, sondern die Konsequenz der militärischen Gewalt auf das politische Geschehen gelte es auszunutzen...«. Daß bei diesen Überlegun- gen der Umstand, daß die BRD gar keine »Hoheitsrechte« in Sachen der atomaren Ausrüstung innehalt, überhaupt keine Rolle gespielt haben kann, braucht nicht dargetan zu werden. Eine BRD-Politik der Stärke braucht sich um so was auch nicht zu kümmern - umso weniger, wenn sie gar eine »gesamtdeutsche« in »unserem« Sinne sein kann. Deswegen sprach Herr Strauß sich auch schon damals für eine generöse Zusammenarbeit der bei- den deutschen Staaten aus, indem er »für eine großzügige Amnestie im Fal- le einer Wiedervereinigung für die Funktionäre der dortigen Stellen« plädierte und die (andernfalls damals noch entschieden abgelehnte) »bewaff- nete Neutralität« der deutschen geostrategischen Mitte Europas unter sol- chen Vorzeichen positiv beurteilte.

Zurück zum rechtlichen Befund: Die BRD konnte zu keiner Zeit, und sie kann auch heute nichts an entsprechenden »Hoheitsrechten übertragen«. Das besagt indes nichts zu der Frage, ob die amerikanischen Waffensyste- me auch ohne Zustimmung der BRD auf ihrem Territorium aufgestellt, ein- satzbereit gemacht und eingesetzt werden durften. Dies ist selbstverständ- lich zu verneinen (vgl. Ridder: Die Souveränität der BRD..., Bl. f. dt. u. int. Pol. 8/82, S. 920 ff.), weil daraus, daß einem Staat bestimmte Handlungs- weisen untersagt sind, doch nicht etwa gefolgert werden kann, daß ein an- derer sie ohne seine Zustimmung auf seinem Territorium praktizieren darf;

denn dies würden dritte Staaten nicht nur dem Praktizierer, sondern auch dem Gebietsherrn, u.U. sehr folgenreich, zurechnen dürfen. Doch über diese enorm wichtige Frage (die auch die zwecks Schürens nationalistischer Emotionen gern ins Spiel gebrachten, angeblich aus dem Besetzungsregime noch überhängenden »Vorbehaltsrechte« der drei ehemaligen Besatzungsmächte betrifft) brauchte das Bundesverfassungsgericht nichts auszuführen. Denn das war, wie das Gericht seinen Aktionspartnern dankbar und genüßlich mit wenigen Sätzen am Schluß der Entscheidung attestiert, »von den Parteien nicht zur Prüfung gestellt und hier auch nicht zu entscheiden.« Sonst wäre es auch schrecklich in die Bredouille gekommen, hatte sich doch ein Autor in der weit verbreiteten »Neuen Juristischen Wochenschrift« seinerseits genüßlich über eine ganze Serie von argumentativen Selbsttoren der Bundesregierung hergemacht und eindrucksvoll dargetan, daß die Duldung amerikanischer Einsatzmöglichkeiten in der BRD nach dem gelgenden Grundgesetz überhaupt unstatthaft sei (Walz in NJW 84, S. 273 ff.).

Die Bundesregierung, Partner Nr. 2, hätte dem Gericht im Prozeß übrigens auch (gewiß unabsichtlich) fast die Möglichkeit versiebt, das von Partner Nr. 1, den GRÜNEN, in Karlsruhe auf die Esse gelegte Eisen wie Jung-Siegfried auch »deutsch« zu schmieden. Etwas weniger fehlsam hatte nämlich die Bundesregierung sich auch hier dahingehend geäußert, daß »die einvernehmliche Zulassung der Ausübung fremder Staatsgewalt auf inländischem Hoheitsgebiet keine Übertragung von Hoheitsrechten« im Sinne des hier einschlägigen Art. 24 Abs. 1 des Grundgesetzes (GG) darstelle (nach dieser Bestimmung kann der Bund »durch Gesetz Hoheitsrechte auf zwischenstaatliche Einrichtungen übertragen«). Soweit richtig, hatte sie dann allerdings sozusagen im Vorbeigehen schnell das WEU/NATO-System, das in Wahrheit in Bezug auf den im Gegenzug als Warschauer Pakt formierten »Osten« als Ganzes ein System der *einseitigen* (und im internen Verhältnis zwischen der atomwaffenlos gehaltenen BRD und ihren Bündispartnern der ebenfalls *einseitig* zum Schutz der letztern gegen die ersteren gerichteten) kollektiven Sicherheit ist (wobei »kollektiv« nicht mehr besagt, als daß es mehrere Partner hat), unter Mißbrauch eines Begriffs aus dem Litwinowschen Erbe, nämlich von Bemühungen um ein Bündnis systemantagonistischer Staaten gegen den drohenden Anschlag Nazi-Deutschlands auf den Weltfrieden am Ende der Völkerbundsära (Egon Bahrs Vorstellungen von »Sicherheitspartnerschaft« werden diesem Erbe schon weit eher gerecht), in ein solches der *gegenseitigen* kollektiven Sicherheit umgefalscht, während dessen Dauer BRD-Hoheitsrechte »beschränkt« (aber nicht etwa aufgehoben) sein sollen. Das ist eine Bezugnahme auf Art. 24 Abs. 2 GG, wonach die BRD ggf. in eine solche »Beschränkung« ihrer »Hoheitsrechte« einwilligen wird; auch dafür aber wäre natürlich Voraussetzung, daß sie diese Rechte erst einmal hätte. Hätte Partner Nr. 3, das Bundesverfassungsgericht, sich darauf eingelassen, hätte es die Gefahr heraufbeschworen, den ganzen Antrag von Partner Nr. 1 möglicherweise seiner Gegenstandslosigkeit wegen als unzulässig abweisen und so das Eisen ungeschmiedet wieder herausrücken zu müssen. Denn sind jedenfalls keine »Hoheitsrechte« der BRD »übertragen« worden, so ist es natürlich völlig gleichgültig, ob die aus welchen Gründen auch immer für eine »Übertragung« für erforderlich gehaltene Zustimmung in richtiger oder

falscher Form erfolgt ist; die Zustimmung zu etwas, was gar nicht stattgefunden hat, geht ins Leere und kann deswegen auch keine Rechte des Bundestags verletzen. Da diese Vorstellung für den Kritiker der »Linken« verständlicherweise maßlos erregend ist, beeilt er sich, das Gericht für einen verbal ziemlich ungewöhnlichen Rettungsakt zu belobigen (Däubler aaO). Das Gericht mußte, um sich die volle meritorische Entscheidungskompetenz zu sichern, der Bundesregierung verklausuliert nahebringen, daß es, was die »Übertragung« angeht, die Auffassung von Partner Nr. 1 grundsätzlich teilt. Das hat es mit einer banalen Sentenz getan, die den Partner Nr. 1 gar nicht nennt und so auch nicht mit verdächtigem Lob bedenkt: »Die Bundesregierung sieht zwar die erteilte Zustimmung nicht als Übertragung von Hoheitsrechten im Sinne des Art. 24 Abs. 1 GG an; dies steht indes einer anderen verfassungsrechtlichen Beurteilung durch das Bundesverfassungsgericht nicht entgegen.« Als ob je ein Gericht gehalten sein könnte, sich dafür zu rechtfertigen, daß es sich Rechtsauffassungen von vor ihm streitenden Parteien nicht zueigen macht!

Fast überflüssig zu bemerken, daß die politisch höchst zweckbewußte »Beschränkungs«-These der Bundesregierung auch falsch ist. Auch sie behauptet ja die originäre Nuklearsouveränität der BRD, die es nie gegeben hat. Man kann sich das mit folgendem Vergleich klarmachen, falls es noch erforderlich sein sollte: Auch die Briten sind (im Gegensatz zu Frankreich) in die integrierte Kommando- und nukleare Entscheidungsstruktur der NATO einbezogen, um die es hier geht. Das ist keine einvernehmliche »Beschränkung« ihrer eigenen diesbezüglichen »Hoheitsrechte«. »Theoretisch« könnten sie, wenn sie wollten (und unter der allerdings zweifelhaften, wenn auch von der Staatenpraxis der ganzen Welt nicht in Frage gestellten Voraussetzung der völkerrechtlichen Zulässigkeit nuklearer Rüstung überhaupt, wovon wir in diesem Beitrag gar nicht handeln können), sich den makabren »Luxus« leisten, noch ein eigenes beliebig großes nukleares Vernichtungspotential zusätzlich aufzubauen. Eben dies kann die BRD rechtlich nicht, die Zug und Zug den Status eines souveränitätslosen Besetzungsgebiets gegen den einer atomwaffenlosen Souveränität eingetauscht, aber genauso wenig wie die Briten in eine »Beschränkung« ihrer »Hoheitsrechte« eingewilligt hat.

Nun müssen wir natürlich noch genauer prüfen, aus welchem kühlen Grunde und zu welchem heißen Zweck die von Partner Nr. 1 und Partner Nr. 3 vorausgesetzte »Übertragung von Hoheitsrechten« durch den Spruch des als letztinstanzlich interpretierender »Hüter der Verfassung« agierenden Partners Nr. 3 noch einmal spektakulär nachgestellt werden mußte. Das erklärt sich durch den *Mehrwert* der Karlsruher Zaubersprüche, die nicht aufhebbar sind und sich mit diesem Mehrwert wieder aere perennius in die politische Praxis eingraben. Es sind Vorgänge ideologischer Reproduktion; Reproduktion ist sowohl Bestätigung und Verlängerung als auch Auffrischung und Verjüngung. Dieser Zauberspruch, der auch ein Staatsakt ist, reproduziert kraft radikaler juristischer Weltanschauung das, was bei allen Aktionspartnern schon von vornherein irgendwo vorhanden gewesen ist, und schottet es gegen das allfällige Aufkommen von Zweifeln und vor der Wahrnehmung der Wirklichkeit ab. Das die Vorstellung von der »Übertragung« bzw. von der »Einschränkung« von »Hoheitsrechten«

hervortreibende Agens ist die Vision von einer über die reale Geschichte und deren immer ungerechte Wechselfälle erhabenen, auf jeden Fall *grenzenlos* »souveränen« Bundesrepublik Deutschland, die nur durch ihre Identität mit dem ebenso erhabenen immerwährenden »Deutschland« ermöglicht werden kann, weil dieses von dem Mißgeschick seiner historischen Erscheinungsformen niemals in Mitleidenschaft gezogen wird. Diese Bundesrepublik Deutschland hat auf dem Bildschirm der Aktionspartner in einem bestimmten historischen Augenblick - laut Partner Nr. 1 plus Richter Mahrenholz erst jüngst, laut Partner Nr. 3 minus Richter Mahrenholz schon 1955 - ihren wegen seines allumfassenden Charakters auch »Einsatzfreigabe und militärisch-operativen Einsatz dieser Waffen vom Gebiet der Bundesrepublik Deutschland aus« in sich schließenden »zuvor bestehenden, ausschließlich rechtlichen Herrschaftsanspruch« durch Übertragung »zurückgenommen« (!) bzw. - laut Partner Nr. 2 - insoweit, ohne »Hoheitsrechte« geradezu »übertragen« zu haben, doch deren »Beschränkung« zugestimmt; und der ganzen Öffentlichkeit wird damit zu glauben und allen staatlichen Organen und Behörden zur gefälligen Beachtung und Beherzigung vorgestellt, daß auf jeden Fall mit dem Ende des Bündnisses auch das Ende der »Zurücknahme« bzw. der »Beschränkung« erreicht ist und die ganze »Hoheit« wieder bei der BRD versammelt sein wird. So ist der *Zauber spruch* des weiteren *auch ein Schöpfungsakt ex nihilo*. Was nie da war und ohne ausdrückliche völkerrechtliche Regelung zwischen allen Betroffenen nie da sein kann, ist mit dem einfachen Trick des Ausklamerns der realen Geschichte jedenfalls als etwas Abgegebenes auch wieder auf den Rückweg gebracht worden: na, und der Tag wird kommen... Man muß es nur glauben. Aber wie sollte man es nicht glauben, wo es doch nunmehr unanfechtbar festgestellt worden ist! Nicht nur Gott ist »mit uns«, wie weiland auf den Koppelschlössern zu lesen, sondern auch *DAS RECHT*, wie das Bundesverfassungsgericht verkündet hat. »Wir Deutschen« haben zwar immer schon gefühlt, daß das Recht immer auf unserer Seite ist. Aber infolge des Vertauschens der launigen demokratischen Legitimation von Politik mit der zuverlässigen und beständigen durch das »Recht« haben wir heute glücklicherweise auch eine Einrichtung, die uns das als Hüter von Recht und Verfassung bestätigt und es mit dem Hüten der schon angelegten Vorräte an Recht und Verfassung so ernst und gewissenhaft nimmt, daß sie jede sich bietende Gelegenheit ergreift, um von der bloßen Bewachung auch zur Vermehrung überzugehen.

Was dieser juristischen Taschenspielerei entfließt, ist Balsam auf seit der Schmach vom 8. Mai 1945 am Leib des eingebildeten »gesamtdeutschen Staats« (»Deutschlands«) schwärende Wunden, die »uns« just die drei westlichen Siegermächte von damals zugefügt haben, indem sie »uns« ungerechterweise durch Vorenhaltungen von Souveränität »bestraft« und aus ungerechtfertigtem präventivem Mißtrauen im Keller der atomaren Habenichtse haben versauern lassen. Man bedenke: Mißtrauen gegenüber dem Staat mit der »freiheitlichsten« etc. Verfassung, die es je gegeben und die für die ganze übrige »freie Welt« ein leuchtendes Vorbild ist (weder die Engländer noch die Franzosen können sich eines Bundesverfassungsgerichts rühmen, und auch der amerikanische oberste Gerichtshof liegt da weit zurück)! Mißtrauen gegenüber einem Staat, der ohne ihnen die unver-

diente Niederlage und die geradezu kriminelle Partnerwahl im Zweiten Weltkrieg irgendwie nachzutragen, sofort bereit war, an ihrer Seite, d.h. nach der überfälligen Korrektur der Fronten im tunlichst fortzusetzenden Zweiten Weltkrieg, einen Waffengang gegen den nunmehr auch von ihnen richtig erkannten Feind zu wagen, und so auch heute noch bereit ist, den ihm am ehesten bevorstehenden atomaren Untergang ohne Mucken so durchzustehen wie ein richtiger deutscher Waffenstudent die Bestimmungsmensur! Mißtrauen gegenüber einem Land, das entgegenkommend genug war, den spät genug vorgenommenen Frontwechsel des Westens als »Aussöhnung mit dem Westen« zu verbalisieren, und von ihm dafür billigerweise Verständnis für die »Öffentlichkeit der deutschen Frage« mitsamt deren Implikationen erwarten kann! Verständnis insbesondere auch dafür, daß *der alles überdauernde gesamtdeutsche Staat*, mit dem »wir« identisch sind, *kraft seines Nichtvorhandenseins* (hineichend dezent »Handlungsunfähigkeit« genannt) *auch dem Joch der Zeit enthoben ist*, sodaß er sich als Gleitschiene benutzen läßt, auf der man in die Vergangenheit zurückkreisen, diese ändern und geändert als Gegenwart vorziehen, aber auch umgekehrt als durch die Gegenwart geändert vergangen sein lassen kann! So haben »wir« auf einer solchen Rückreise im delirium tremens teutonicum bereits von unseren Kriegsorden das Hakenkreuz entfernt (und - weg war der Fleck am deutschen Ehrenschild!) und waren folglich auch von 1939 bis 1945 schon Waffenbrüder des Westens. Die Amerikaner haben das nicht nur stets verkannt, sondern auch ihren späteren Frontwechsel mit ganz unseriösen Vorbehalten betrieben. »Let us not forget«, sagte Eisenhower 1955 in Genf (immer ein übles Pflaster!), »that our Allied friend (er meinte damit die Franzosen) within a matter of 85 years has three times been locked in mortal combat with Germany, and always as a result of German aggression.« Und er versicherte, wie ihnen, so auch betont den Russen, daß mit dem NATO-Bündnis dem Wiederentstehen eines deutschen Angriffspotentials vorgebeugt werden solle (American Foreigns Policy, 1950-1955, S. 1888). Und war das auch nicht die ganze Wahrheit, und hat sich da auch seither manches gebessert: Selbst Reagan, der gelegentlich ausplappert, was er wie deutsche Politiker und Kardinäle so über das »letzte Gefecht« träumt, ist doch nicht blöde genug, um darauf eine vorwärtsverteidigende Europa-Politik zu gründen und die in den diversen Hinterhöfen der USA bitter benötigten Kräfte zu zersplittern. »Wir« dagegen sind immer im »letzten Gefecht«, für uns ist immer Armageddon. Die werden sich noch darüber wundern, was wir bei unseren künftigen Trips auf der Schiene der Zeitaufhebung noch alles rauskriegen: War jener Hitler nicht eigentlich ein verkappter Kommunist, indem er »uns« in jenen von Helmut Kohl so genannten »Jahren der Heimsuchung« das alles angetan hat, was man »uns« wieder am 8. Mai 1985 vorwerfen will? Hat er nicht die 20 Millionen Russen umbringen lassen, damit die Sowjetunion das »uns« im nachhinein in die Schuhe schieben kann?

Das alles hat der erkennende Senat des verfassungshütenden Gerichts bei der Bearbeitung der grünen Organklage nicht in seinem Kopf, aber in seinem sehr viel tiefer sitzenden Herzen erwogen und angesichts der fortlaufenden Verkennung der Unschuld der BRD durch jene sauberen »Freunde« im Westen ausführen müssen, daß es mit der grenzenlosen deutschen Sou-

veränität noch nicht aller Tage Abend ist. Rechtliche und moralische Ausrüstung zusammenfassend, hat er unter der Prämisse der ursprünglich totalen BRD-Hoheit klargestellt (alles Wesentliche findet sich konzentriert in Teil C. III. 1. a des Urteils), daß eben *nur* »für die Geltungsdauer der« von den GRÜNEN »angegriffenen Zustimmungserklärung... Einsatzfreigabe und militärisch-operativer Einsatz dieser Waffen vom Gebiet der Bundesrepublik Deutschland aus... nicht allein (!) von der Bundesrepublik Deutschland bestimmt werden.«

Selbige hat also *schon jetzt* - ein Zeichen der Hoffnung! - ein *Mit*bestimmungsrecht, das sich - nächstes Zeichen der Hoffnung *immerhin* - automatisch in ein *Allein*bestimmungsrecht verwandeln würde, wenn man die Zustimmung zurücknehmen würde (das wäre nach den grünen Vorstellungen sicher die optimale Forderung an die Bundesregierung gewesen, aus taktisch-erfolgsprognostischen Gründen mußte man sich mit einem Antrag begnügen, der die BRD-Zustimmung verkomplizieren und bremsen sollte - und die Antragsteller - Undank ist der Welt Lohn! - matt gesetzt hat). Spätestens mit dem Ausscheiden der BRD aus dem WEU/NATO-System wäre die BRD jedenfalls von den daher rührenden Behinderungen ihres nuklearen Selbstbestimmungsrechts befreit. Blieben dann nur noch die Behinderungen durch den »uns« aufgezwungenen Nichtverbreitungsvertrag von 1968 (BGBI 1974 II S. 785), den die wieder mal fremd gehenden Amerikaner mit der sowjetischen »Supermacht« ausgeheckt haben (aber »wir« haben's den beiden auch ganz schön gegeben und schon bei der Unterzeichnung des Moskauer Atomstopabkommens von 1963 (BGBI II S. 906) »für das ganze Deutschland« zu Protokoll erklärt, daß »wir« uns alle Rechte auf »Wiedervereinigung« und Nichtanerkennung der sog. Realitäten im Osten vorbehalten). Zu diesem Nichtverbreitungsvertrag, der sowieso in seinem auch hoffnungsgründenden Art. X jeder Vertragspartei »in Ausübung ihrer staatlichen Souveränität« den Rücktritt erlaubt, »wenn sie entscheidet (!), daß durch außergewöhnliche, mit dem Inhalt dieses Vertrags zusammenhängende Ereignisse eine Gefährdung der höchsten Interessen ihres Landes eingetreten ist«, hat das Bundesverfassungsgericht nun in einem unscheinbaren Relativsatz (der vielleicht das Allerwichtigste des ganzen Urteils werden könnte) ein weiteres Banner der Hoffnung entfaltet: der Vertrag sei »ohnedies im Lichte des Art. 51 SVN auszulegen«; das ist die Vorschrift, die jedem Staat »im Falle eines bewaffneten Angriffs« das Recht der Selbstverteidigung garantiert.

So wird man doch wohl dahin resümieren dürfen, daß mit dieser konzentrierten Aktion ein Meilenstein auf einem gewiß dornigen, beschwerlichen und langwierigen Wege erreicht worden ist, der die emanzipatorisch-regenerativen Kräfte »Deutschlands« nun schon vier Jahrzehnte voll beansprucht. Nur 20 Jahre hat es gedauert, bis »wir Deutsche« nach dem Ende des Ersten Weltkriegs tatkräftig daran gehen konnten, das artfremde Chaos von Weimar - Genf - Versailles zu beseitigen. Aber damals haben die »befreundeten« westlichen Nachbarn es »uns« auch nicht so schwer gemacht. Konrad Adenauer schildert in seinen Erinnerungen, wie er die Nachrichten vom Einmarsch des unter Bruch des Schänddiktats von Versailles wiedererstandenen deutschen Heeres ins entmilitarisierte Rheinland verfolgt und ebenso gespannt wie vergeblich auf irgendeine tätliche Reaktion der westal-

lierten Vertragsstaaten von Versailles gewartet hat. Das war ja schließlich nur ein Spaziergang im Vergleich zu »unserem« heutigen langen Marsch auf einem ausgerechnet von den westlichen »Freunden« geradezu verbarrikadierten Weg in den Dritten Weltkrieg (Weltkriege unterscheiden sich von anderen, auch größeren Kriegen dadurch, daß sie von deutschem Boden ausgehen). Und gegenwärtig konspirieren unsere dubiosen »Freunde« schon wieder intensiv mit den Sowjets. Speziell den dubiosesten, den Amerikanern, die gerade wieder eine Mauschelei mit Moskau beginnen und am Ende gar die »offene deutsche Frage«, der sie noch nie den ihr gebührenden Tribut gezollt haben, einfach gewaltsam zu schließen bereit sein könnten, wird man sehr auf die Finger gucken müssen. Da hat doch das Bundesverfassungsgericht mit diesem schönen Urteil Mut und Hoffnung so gestärkt, daß »wir« auch die bislang höchste der Eskalierwände, den 8. Mai 1985, schon schaffen werden. Es sollte dankbarer gewürdigt werden, daß das nur möglich war, weil ein den »Positivismus« überwindendes verfeinertes juristisches Denken in der BRD-Jurisprudenz es vermocht hat, das auch schon früher vorhandene Über-Ich eines jeden konkreten deutschen Staats (damals war der Doppelgänger »im Felde unbesiegt« und wandelte ebenfalls frei von Schuld und Fehle durchs Land) endlich auf einen Rechtsbegriff zu bringen.

Mut und Hoffnung haben auch eine ganz breite, solide ideologische Basis, zeigt die konzentrierte Aktion doch, daß die Unterschiede zwischen den Mentalitätsstrukturen der oft zu heftig miteinander Streitenden gering, daß die Streitenden vielmehr glücklicherweise alle an dem gemeinsamen höchsten Wertmaßstab »Deutschland« geeicht sind. Vielleicht ist auch der Tag X, an dem »wir« das verhaftete BRD-Kürzel ablegen, Ich und Über-Ich vereinigen, als ungespaltenes »Deutschland« ohne fremde Hilfe »unser« Recht selbst holen, gar nicht mehr so fern, wie manche meinen. Da gibt es Vor-Gänge, die Nach-Gänge nahelegen. Am Vorabend unseres Aufstiegs zur Weltmacht haben »wir« uns gegen den durch die »Emser Depesche« nachgewiesenen Angriff der Franzosen erfolgreich verteidigt. Mit dem Ersten Weltkrieg haben »wir« die uns in West und Ost mit ihrem Annexionismus bedrohenden Feinde abzuwehren versucht. Da erfolglos, mußten und konnten »wir« 20 Jahre später gegen den Übergriff polnischer Insurgenten auf den Sender Gleiwitz zurückschlagen. Und heute, nicht nur um »Deutschlands« Recht betrogen, sondern ständig in der Gefahr, von den übermächtigen Sowjets überfallen zu werden, sollten wir uns da nicht, zudem mit Art. 51 SVN im Rücken, dagegen beizeiten verteidigen und gleichzeitig mit dem mit der Supermächte-Diktatur kombinierten System von Jalta - Potsdam - Helsinki (letzteres versuchen wir allerdings vorerst noch umzufunktionieren) aufräumen dürfen? -

Aber so klar auch das Dürfen, es bleiben die weder durch das Wollen noch durch das Tun derjenigen, die nicht wissen, was sie tun, ausräumbar Schwierigkeiten für das Können. Deren Beseitigung hängt vom Wollen der andern in West und Ost ab; und die erweisen sich als unfähig, die Geschichte zu vergessen oder durch eine eingebildete Geschichte überlagern zu lassen. Auch unsere westlichen »Freunde« haben nicht nur kein Herz für »Deutschland«; sie haben noch weniger ein deutsches Herz. Das wirft unlösbare Probleme der Organtransplantation auf. Daher werden sie das grü-

ne Weihnachtsurteil 1984 des Bundesverfassungsgerichts, falls sie es überhaupt zur Hand nehmen sollten, kopfschüttelnd und verständnislos beiseite legen. So wird es wohl, wie die Dinge liegen und die internationalen Kräfteverhältnisse beschaffen sind, kaum eine dem delphischen Orakelspruch vergleichbare Wirksamkeit entfalten können, der zu gewaltigen Taten animierte, die erst die anderen betrafen und sich dann gegen den Täter selbst kehrten. Das heißt, daß die Niederlage diesmal bereits eintritt, bevor es gelungen ist, den Dritten Weltkrieg zu entfesseln. Das ist sicher keine schlechte Prognose für die Ungläubigen, die bei den GRÜNEN und anderen Grünen, wenn die merken sollten, was sie tun, vielleicht sogar noch Proselyten machen können. Auch die Niederlage ließe sich ja noch vermeiden, wenn es gelänge, die gewaltigen Taten von vornherein aus dem Programm zu streichen. Das aber ist nur möglich, wenn nicht die in tiefer Nacht aus inneren Abgründen erlauschten Herztöne, sondern die bei klarem Licht erkannten Realitäten der deutschen Geschichte die BRD-Politik determinieren.

Helmut Heißenbüttel

Evolution einer Meldung aus der Mainzer Allgemeinen Zeitung

1

Nach einer heftigen Kontroverse erklärte der Minister Heiner Geißler, er bleibe im Kern bei seiner Aussage, daß der Pazifismus der dreißiger Jahre Auschwitz erst möglich gemacht habe, räumte allerdings ein, daß er eine verkürzte Aussage gemacht habe und daß er statt Auschwitz besser den Begriff Krieg verwendet hätte.

2

Wenn Geißler nach seiner ursprünglichen Aussage, die er aufrecht erhalten hat, einräumt, er habe diese Aussage verkürzt und anstelle des Begriffs Krieg den Namen Auschwitz verwendet, geht dann der Name im Begriff, Auschwitz im Krieg auf?

3

Hält Geißler den Namen Auschwitz für eine Verkürzung des Begriffs Krieg?

4

Meint Geißler, wenn er seine im Kern aufrecht erhaltene Aussage, der Pazifismus der dreißiger Jahre habe Auschwitz erst möglich gemacht, als eine verkürzte bezeichnet, daß das, wofür der Name Auschwitz steht, die Vernichtung der Juden durch die SS, eine Verkürzung des Begriffs Krieg sei?

5

Warum hat er, wenn er eine Verkürzung des Begriffs Krieg gemeint hat, nicht andere Namen genannt, wie Austerlitz, Königgrätz, Skagerrak oder Stalingrad?

6

Hat er das nicht getan, weil er zwischen den Namen Austerlitz, Königgrätz, Skagerrak oder Stalingrad und dem Namen Auschwitz keinen Unterschied erkennen kann, Austerlitz, Königgrätz, Skagerrak, Stalingrad auch nur eine Art Auschwitz?

7

Was wäre wenn.

8

Besteht denn für jemanden wie den Minister Heiner Geißler kein Unterschied zwischen Krieg und KZ?

9

Hält er gar diejenigen, die gegen KZ und Krieg sind, für die Ursache von KZ und Krieg?

10

Wie wenn was wäre wenn.

11

Wollte Geißler ausdrücken, daß er sich selber, da er von dem Pazifismus abrät, der in seiner, wie er einräumt, verkürzten Aussage für Auschwitz verantwortlich ist, als denjenigen ansieht, der, ein Kriegsbefürworter, den zukünftigen Frieden erst möglich macht?

12

Pflugscharen die Folge von Schwertern, Schwerter die Ursache von Pflugscharen?

13

Wie wenn er gesagt hätte: Cigkükzi hellgeglei Bacewisz Pitschpain?

Franziska Wiethold

Die Balance des Widerspruchs

Arbeiterbewußtsein und Krise

Alle marxistischen Untersuchungen zum Arbeiterbewußtsein konstatieren dessen Widersprüchlichkeit. Sie analysieren dies meist als Indiz für unterentwickeltes, brüchiges, von außen überformtes Bewußtsein und knüpfen häufig daran die Hoffnung, daß die Krisenerfahrungen diese Brüche verschärfen und zu »Rissen im Basiskonsens« führen.

Die wesentlichen Widersprüche (zusammengefaßt nach Jerusalemskij): Die meisten abhängig Beschäftigten begreifen die Gesellschaft als dichotomisch und unveränderbar in oben und unten getrennt; ihre Interessen sehen sie am ehesten im sozialpartnerschaftlichen Ausgleich mit dem Kapital gewahrt, halten Streiks und Gewerkschaften aber für notwendig; sie erhoffen sich am ehesten Verbesserungen, wenn die Unternehmensgewinne hoch sind, und meinen gleichzeitig, daß die Gewinne auf ihre Kosten gemacht werden.

Für jeden Marxisten eine recht unverdauliche Mischung aus Halbwahrheiten, Resignation und Illusion. Aber wieso eigentlich brüchig, unterentwickelt? Sicher nicht theoretisch erarbeitet, sondern durch individuelle und kollektive Erfahrungen entwickelt, aber entwickelt, um die realen Brüche zwischen Bedürfnissen und Realität, die widersprüchlichen Anforderungen zwischen Anpassung und Gegenwehr auszubalancieren.

Alle scheinbar unvereinbaren Einschätzungen spiegeln Teile kapitalistischer Realität wider. Denn die Chancen zu Verbesserungen der eigenen Lebenssituation hängen ab von den Akkumulationsbedingungen des Kapitals und dem entsprechenden Bedarf an Arbeitskräften (in der Erfahrung vermittelt als Abhängigkeit von der Gewinnsituation der Unternehmen, daher die sozialpartnerschaftliche Orientierung); von der Konkurrenzfähigkeit der Einzelnen gegenüber anderen Beschäftigten (in der Erfahrung vermittelt als eigene Tüchtigkeit und Aufstiegshoffnung) und von der kollektiven Stärke im Kampf um den Preis der Ware Arbeitskraft (in der Erfahrung vermittelt als Notwendigkeit der Solidarität und Gegenwehr). All diese Chancen können an der prinzipiellen Abhängigkeit vom Kapital nichts ändern, was sich wiederum im dichotomischen Bild der unveränderbaren Klassenspaltung niederschlägt.

Die Widersprüche im Bewußtsein spiegeln nicht nur äußere Widersprüche wider; sie erlauben gleichzeitig ein für die Psyche wichtiges flexibles Verhalten: Hoffnungen und Bedürfnisse einerseits, Enttäuschungen und Resignation andererseits bleiben miteinander vereinbar, werden nicht verdrängt, sondern zugelassen, aber jeweils durch mißtrauische Distanz nur in kontrollierter und gleichsam abgefederter Form.

Der Stolz auf die eigene Arbeit und auf die Bedeutung im Arbeitsprozeß, den nicht nur die berühmten qualifizierten Facharbeiter haben, steht z. B. in merkwürdigem Gegensatz zu den gleichzeitig fast masochistischen Beschreibungen der Machtlosigkeit des »kleinen Mannes« bis hin zu einer betonten Gleichgültigkeit gegenüber der eigenen Arbeit. Hier versuchen abhängig Beschäftigte einerseits das tiefe Bedürfnis nach Arbeitsidentifikation auszuleben, sie lassen dies aber gleichzeitig nur distanziert und kontrolliert zu, um nicht allzu schmerhaft mit dem kapitalistischen Verwertungsprozeß zu kollidieren — der betrieblichen Hierarchie, der Monotonie, der Demütigung in der Arbeit. Eine Entscheidung für nur eine Arbeitshaltung — Gleichgültigkeit oder volles Engagement — hieße, in fast neurotischer Weise Bedürfnisse oder deren Enttäuschung zu verdrängen.

Genauso wird zwischen Gegenwehr und Unterordnung balanciert. Das Bedürfnis, sich gegen die Macht des Kapitals (vermittelt über die Vorgesetzten) aufzulehnen, löst gleichzeitig Existenzangst aus wegen des damit verbundenen Risikos. Die häufig anzutreffende Übertreibung der realen Machtverhältnisse entlastet von diesem Konflikt und den Anforderungen zur Gegenwehr, gibt der Unterordnung etwas Schicksalhaftes und nimmt ihr damit das Odium persönlicher Schwäche. So machen sich viele Beschäftigte kleiner als sie sind — und entwickeln gleichzeitig die verschiedensten Formen der verborgenen und offenen Gegenwehr. Sie machen den Konflikt erträglich, indem sie zwischen Unterordnung und Gegenwehr hin und her pendeln.

Insgesamt: Sich im Kapitalismus durchzuschlagen, die vorhandenen Chancen zu nutzen und ihn psychisch erträglich zu machen, erzeugt eine andere Logik als die eines theoretisch erarbeiteten Gesellschaftssystems. Theoretische Widersprüche kennzeichnen gerade dieses pragmatisch-mißtrauische Verhalten, das vermeiden will, sich festzulegen, das flexibel und distanziert und zugänglich bleiben will für die Wahrnehmung realer Widersprüche.

Arbeiterklasse und Konservatismus

Ein Problem, das Soziologen immer wieder beschäftigt: gerade in Krisenzeiten, in denen die Brüchigkeit des Kapitalismus evident wird, wächst in der Arbeiterklasse die Angst vor Veränderung; die Hoffnung reduziert sich darauf, daß es nicht schlechter werde.

Eine fatale Umkehrung der historischen Rollen, so scheint es: das Kapital modernisiert aktuell mit neuen Leitbildern und Zukunftsoptimismus die Produktionsstrukturen, ist also im oberflächlichen Wortsinn progressiv; und die Arbeiterklasse beschränkt sich darauf, die erreichten Lebensbedingungen konservieren zu wollen.

Diese scheinbar neue Entdeckung vertauschter Rollen liegt allerdings mehr an der oberflächlichen Verwendung von Begriffen: Das Kapital ist bei Strafe seines Unterganges gezwungen, die Produktionsbedingungen ständig umzuwälzen, zu revolutionieren. Konservative Verhaltensweisen in Bezug auf Produktivkraftentwicklung, Absatzbedingungen usw. widersprechen seinem Charakter. Gleichzeitig muß es aber die Klassenverhältnisse erhalten und den Ausschluß der Arbeiterklasse von der Macht u. a. mit konservativen Ideologien absichern.

Die gleiche Widersprüchlichkeit kennzeichnet die Rolle der Arbeiterklasse. Sie muß einen Zwei-Fronten-Krieg führen: für das Neue, das sie gegen das Kapital erkämpft, indem sie ihren Anteil an den neu geschaffenen Werten erhöht und Machtbedingungen verändert, und gegen das Neue, das das Kapital mit Hilfe neuer Produktionstechniken einführt, um diesen Anteil und die Machtverschiebungen wieder rückgängig zu machen.

Diese Veränderungen in den Produktionsstrukturen muß die Arbeiterklasse nicht nur fürchten, weil sie Arbeitsplätze vernichten oder erkämpfte Vereinbarungen (z. B. Lohnstrukturen) unterlaufen. Sie gefährden auch informelle betriebliche Machtstrukturen, mit denen Beschäftigte durch ihre Kenntnisse und Erfahrungen im Arbeitsablauf kleine Nischen und Formen der informellen Kooperation durchgesetzt haben, mit denen sie sich gegen die totale Unterwerfung schützen, mit denen sie Widerstand leisten und inoffizielle Zugeständnisse erzwingen können. In jedem Betrieb entwickeln sich solche Arbeitsstrukturen, in denen beide Seiten sich miteinander einrichten. Das Kapital sieht sich solange gezwungen, darauf einzugehen, wie es das Erfahrungswissen und die Kooperation der Beschäftigten nutzen muß. Es versucht aber immer wieder, durch veränderte Produktionsstrukturen, stärkere Kontrolle und Planung, sich dieser informellen Arbeitsstrukturen und Zugeständnisse zu entledigen.

Kein Wunder also, daß gerade diejenigen Beschäftigten, die die betrieblichen Machtverhältnisse realistisch einschätzen, neuen Produktionsstrukturen mißtrauen — nicht aus genereller Angst vor »Neuem« (wie manche Industriesoziologen meinen, die die Abwehr z. B. gegen Humanisierungsprogramme als Lernunfähigkeit interpretieren), sondern um das z. T. mit viel Phantasie, List und Mut Erkämpfte zu halten.

Um wieviel verständlicher wird diese Reaktion noch, wenn die materielle Grundlage für das progressive Element — den kollektiven Kampf um das Neue — sich durch Dauerkrise und Massenarbeitslosigkeit verschlechtert, wenn nur noch um die Sicherung des Bestehenden gekämpft wird und selbst dafür alle Kräfte aufgeboten werden müssen. Zudem offenbaren Krise und Arbeitsplatzvernichtung nicht einfach die gemeinsame Abhängigkeit der Beschäftigten; es geht nicht allen gleichermaßen schlecht, die Möglichkeiten davon zu kommen sind sehr unterschiedlich. Und sie sind nicht vorrangig abhängig von der jeweiligen Kampfkraft, sondern von den Überlebenschancen der jeweiligen Branche, des jeweiligen Unternehmens. Die generelle Krise setzt sich über einen Konkurrenzkampf durch; die ideologische Bindung an »meinen Betrieb« spiegelt die reale Abhängigkeit wider. Auch ein Sklave hat das Interesse, daß seine Galeere nicht untergeht. Und er wird sich um so stärker anklammern, je entfernter für ihn andere Überlebensformen sind. Der Kampf gegen Betriebsstilllegungen war meist der letzte ver-

zweifelte Schritt nach einer ganzen Reihe gescheiterter systemimmanenter Versuche.

Michel Verret beschreibt anhand einiger Untersuchungen über die Arbeiterkultur in Frankreich und England konservative Bewußtseinsinhalte, die Bestandteil eines sehr ausgeprägten politischen Klassenbewußtseins sind. Er beschreibt den Klassenkonformismus, der dem Einzelnen Schutz und Stärke gegen die Umwelt gibt, ihn aber gleichzeitig in eine Distanz zu anderen Klassen und deren Kultur rückt, durch die sich in der Arbeiterklasse vor allem in Phasen politisch-ökonomischer Schwäche selbst der Wunsch nach anderen Lebensbedingungen verflüchtigt:

»Das Zusammengehörigkeitsgefühl impliziert Ausschließung sowohl in passiver Form (das Gefühl, von den für die anderen Gruppen, vor allem für die herrschenden Gruppen geltenden Lebensbedingungen ausgeschlossen zu sein) als auch in aktiver Form (Ausschluß dieser Gruppen von den die eigene Klasse betreffenden Angelegenheiten)... Güte, Gastfreundschaft, Vertrauen stehen in enger, offensichtlich widersprüchlicher Nachbarschaft zu Mißtrauen, Verschlossenheit und zuweilen an Ungerechtigkeit grenzender Intoleranz gegenüber allem, was man nicht versteht... Das starke Gemeinschaftsgefühl verstärkt die Forderung nach Konformität und führt schnell in die engen Bahnen des Klassenkonformismus«. Dahinter verbirgt sich die Gefahr der Resignation, der »Ausschließung von Macht, Wissenschaft, Schule und Kultur: Apolitismus — Akultur. Die Selbstausschließung ist die vollendete Form der Akzeptierung: Man braucht nichts mehr zu verbieten, wenn bereits auf alles verzichtet wird... Die fatalistische Resignation bedeutet nicht nur ein Sich-Fügen in das Unglück, sondern auch das Bewußtsein von der Exteriorität seiner Bedingungen, nicht nur Verzicht auf den Wunsch, sondern Verzicht auf die Illusion des religiösen oder utopischen Traumes, die Ablehnung des billigen Prophetismus, der schönen Worte und guten Appelle von Seiten derer, die das Volk aus der Ferne zum Kampf aufrufen und selber nicht zum Volk gehören«.

Konservatismus: ein zu platter Begriff, um die vielschichtige Reaktion der Arbeiterklasse auf das Bestehende, das Erreichte, um ihre Zukunftserwartungen erfassen zu können. Wird durch diesen Konservatismus mißtrauische Distanz beschrieben, dann erfaßt dies allerdings das Gegenteil von ideologischer Unterordnung unter das kapitalistische System; solcher Konservatismus konstatiert aber gleichzeitig Distanz gegenüber den großen Alternativen.

Die spezifischen Bedingungen in der BRD

Jeder abhängig Beschäftigte hat eine Phase hinter sich, in der er Träume und Hoffnungen der Realität anpassen mußte. Je nachdem, wie schmerhaft dieser Bruch ist, wie gesellschaftliche Machtverhältnisse erlebt werden, können Hoffnungen und Bedürfnisse aufgegriffen und zu politischen Zielen verarbeitet werden oder müssen reduziert bzw. in individuelle Aufstieghoffnungen umgeleitet werden.

Der individuelle Lernprozeß greift auf den Stand und die kollektiven Erfahrungen der Arbeiterbewegung zurück. Die spezifischen BRD-Bedin-

gungen seien hier nur kurz resümiert (genauer Frank Deppe, Ende oder Zukunft der Arbeiterbewegung?).

Auf die Niederlage des Faschismus reagierten die meisten abhängig Beschäftigten vorrangig mit Rückzug aus der Politik. Denn für sie bedeutete dies das Ende einer Phase, in der nach Entstehung der Weimarer Republik zunächst bürgerlich-demokratische Vorstellungen, sozialdemokratische Hoffnungen, kommunistische Bewegung sich entfaltet hatten und dann geschlagen wurden, um in der Niederlage des Faschismus zu enden. Für viele eine Kette von enttäuschten Hoffnungen, die sich zu dem Bild verdichteten, daß Politik ein schmutziges Geschäft sei, aus dem sich der kleine Mann tunlichst heraushalten solle, da er mit seinen Hoffnungen mißbraucht würde.

Der politisch aktive Teil der Arbeiterbewegung verband mit der Niederlage des Faschismus die Hoffnung, daß damit auch der Kapitalismus endgültig geschlagen sei und das Nachkriegsdeutschland in seinem Chaos und seiner Not nur durch wirtschaftsdemokratische Umgestaltung wieder aufgebaut werden könne. Die Kader der Arbeiterbewegung verknüpften deshalb kurz- und langfristige Ziele (»Sozialismus als Tagesaufgabe«), um so entgegen der Entpolitisierung den Kampf ums eigene Leben zu politisieren.

Aber dann trat in der Phase der 50er und 60er Jahre genau das Gegenteil ein: Restauration einerseits, Wirtschaftswunder andererseits; Niederlagen im Kampf um Sozialisierung, Mitbestimmung und Betriebsverfassung und gleichzeitig eine Verbesserung des Lebensstandards, wie er bisher nur im Sozialismus vorstellbar erschien. Der totgeglaubte Kapitalismus war stärker und zugleich attraktiver als je zuvor.

Deppe hat auf die entpolitisierende Wirkung hingewiesen, die eintritt, wenn Real-Utopien der Arbeiterbewegung (kein Hunger, Zeit zum Leben, Sicherung bei Alter und Krankheit) im Kapitalismus und noch dazu ohne große Kämpfe verwirklicht werden. Nur sei ergänzt: Die Utopien der Arbeiterbewegung verknüpften immer die Abwesenheit von Not mit der Abwesenheit von Abhängigkeit und Unterdrückung: »Brot ist Freiheit, Freiheit Brot«. Der Kampf um den materiellen Lebensstandard war ein eigenständiges Ziel, aber auch ein Symbol für den Kampf um Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. Welch sonderbare Situation, wenn der westdeutsche Kapitalismus der Arbeiterbewegung eine neue Erfahrung vermittelt: Verbesserung des materiellen Lebensstandards im Zusammenhang mit politischen Niederlagen und Unterordnung unter das Profitprinzip. Die Brotsamen vom Tische der Reichen waren reichlicher als das selbst erkämpfte Brot vor 1933. Man vergleiche den Kampf um den 8-Stunden-Tag mit der ohne Streik ausgehandelten 40-Stunden-Woche.

Diese Erfahrung — noch ergänzt durch die im Erscheinungsbild unattraktiver DDR und den damit untermauerten Antikommunismus auch bei SPD und Gewerkschaften — führte zu dem von Deppe beschriebenen Utopieverlust auch im politisch aktiven Teil der Arbeiterbewegung; die Utopie zerfiel in Teile, die sogar in Gegensatz zueinander gerieten. Dies führte auch zu dem sonderbar gespaltenen Verhältnis zum Nachkriegskapitalismus, nämlich zu der Feststellung, daß das eigene Wohlergehen offensichtlich dem Wohlergehen des Kapitals nachgeordnet ist, was das Kapital noch stärker und unüberwindlicher erscheinen und nur noch den Weg offen läßt, sich mit ihm zu arrangieren. Solche Einschätzungen wurden abgesichert

durch die Politik von SPD und großen Teilen der Gewerkschaften, bei denen allerdings an die Stelle der zwiespältigen Unterwerfung zunehmend die bewußte Anpassung an das »Modell Deutschland« trat.

Eine neue Arbeiteraristokratie?

Als generelle Erfahrung war diese scheinbar belohnte Unterordnung unter das Kapital neu, als Erfahrung eines Teiles der Arbeiterklasse nicht. Vor allem Engels und Lenin haben dieses Phänomen bei bestimmten Fraktionen der englischen und deutschen Arbeiterklasse festgestellt und als Arbeiteraristokratie bzw. Sozialimperialismus beschrieben; Teile der Arbeiterklasse werden vom Kapital u. a. durch materielle Zugeständnisse korrumpt und in das imperialistische System der Ausbeutung anderer Völker eingebunden. Dieser Fakt ist u. a. durch ihre Verfälschung zum Sozialfaschismus später in der marxistischen Diskussion fast tabuisiert worden. Aber ist sie historisch überholt?

Fest steht, daß der enorme Wirtschaftsaufschwung der BRD erheblich ihren imperialistischen Erfolgen auf dem Weltmarkt und ihrer politischen Funktion als Brückenkopf im westlichen Bündnis zu verdanken ist. Ein Teil des vom BRD-Kapital angeeigneten Mehrproduktes stammt nicht aus der Ausbeutung der eigenen Arbeiterklasse, sondern aus der anderer Länder und Völker. Zyklische Krisen können durch Export auf Kosten anderer Länder abgemildert werden. Wenn das Kapital außerdem aufgrund der spezifischen Rolle der BRD in der Systemkonkurrenz zu relativ vielen Zugeständnissen im materiellen Lebensstandard bereit ist, verwischen sich dann nicht die Klassengegensätze? Gibt es dann nicht ein objektives Interesse der westdeutschen Arbeiterklasse am Funktionieren dieses Imperialismus — nicht weil sie moralisch korrupt ist, sondern weil sie in der »Weltmarktstellung«, die über die Marktgesetze vermittelt ist, eine wesentliche Voraussetzung sieht, daß es dem Kapital und ihr zugleich gut gehen kann?

Im Gegensatz zum 19. Jahrhundert tritt der BRD-Imperialismus nicht mehr als Kolonialismus auf, der offen das moralische Recht in Anspruch nimmt, andere Völker auszubeuten. Er versteckt sich hinter dem Weltmarkt. Der BRD-Imperialismus tritt und tritt politisch zurückhaltend auf, überließ die politisch-militärische Sicherung mehr den USA (siehe dazu Thomas Neumann, Ein ruhiges Land, Debatte 1/84). Der Tatbestand, von der Ausbeutung anderer zu profitieren, ist den abhängig Beschäftigten also wenig sichtbar; er erscheint ihnen als ökonomische Überlegenheit auf dem Weltmarkt und stärkt damit eine andere Komponente des Arbeiterbewußtseins, den Stolz auf die eigene Wertarbeit.

Die These von der Arbeiteraristokratie wurde auch deshalb tabuisiert, weil sie den sozialdemokratisch-integrierten Teil der Arbeiterbewegung in den Geruch moralischer Korruption brachte. Nur wird dabei eines übersehen: Die Arbeiterbewegung bezog ihre Kraft vorwiegend aus dem Eigeninteresse an besseren Lebensbedingungen, das natürlich moralisch begründet wurde, aber häufig höchst egoistisch im Konkurrenzkampf gegen andere Beschäftigtengruppen (z. B. gegen die Frauenerwerbstätigkeit) durchgesetzt werden sollte. Diese Eigeninteressen mußten immer erst in komplizier-

ten politisch-theoretischen Auseinandersetzungen verknüpft werden mit dem allgemeinen Ziel nach Freiheit und Selbstbestimmung für alle auch im internationalen Maßstab. Erst dadurch entwickelte sich das spontan entstehende trade-unionistische, bornierte und egoistische Bewußtsein zum Klassenbewußtsein. Natürlich war und ist es auf der ersten Stufe moralisch korrumperbar. Wer solche Kritik an der Arbeiterklasse als feindlich begreift, hat allerdings ein illusionäres Bild von ihr nach dem Motto »der Arbeiter ist von sich aus gut«.

Bei großen Teilen der Arbeiterbewegung ver kam das trade-unionistische Bewußtsein zum explizit sozialpartnerschaftlichen, und zwar vor allem dann, wenn die Chancen, innerhalb des kapitalistischen Systems dauerhaft auf Kosten anderer Beschäftigter für sich etwas herauszuholen, am größten waren. Wie wirkt es sich aber aus, wenn die spezifischen Bedingungen der BRD es für die meisten Beschäftigten und für einen längeren Zeitraum zu lassen, Eigeninteressen und Kapitalinteressen zu vereinbaren? Es wäre an der Zeit, die Sozialimperialismus-Theorie auf dem Hintergrund der spezifischen BRD-Bedingungen zu aktualisieren.

Verarbeitung von Krisenerfahrungen

Zum Erstaunen vieler, die mit dauerhafter Massenarbeitslosigkeit und sinkendem Lebensstandard einen Bruch einschließlich einer Polarisierung zu Gunsten der Rechten prognostiziert hatten, paßte sich das Arbeiterbewußtsein dieser neuen Situation relativ flexibel an. Hier muß noch einmal auf die These von der pragmatisch-mißtrauischen Distanz zurückgegriffen werden. Die meisten abhängig Beschäftigten waren dem Bild eines dauerhaft krisenfreien bzw. staatlich planbaren Kapitalismus nicht aufgesessen. Nicht nur wegen der nach wie vor täglich erfahrbaren Abhängigkeit, sondern auch wegen der Haltung, auf keine ideologische Karte mehr ganz zu setzen und auf fette wie auf magere Jahre jederzeit vorbereitet zu sein. Jerusalanskij weist darauf hin, daß die Zukunftserwartungen und der ökonomische Zyklus auffallend parallel laufen, ja sogar »daß die Dynamik der Massenerwartungen mit unbegreiflicher Sensibilität ständig die Dynamik des ökonomischen Wachstums vorwegnahm.«

Die relative Distanz zum erreichten Lebensstandard ging vor allem bei den Älteren, die noch in Not und Elend aufgewachsen waren, so weit, daß die beginnende Krise auf Opferbereitschaft stieß; viele glaubten, wirklich über ihre Verhältnisse gelebt zu haben. Die alten, tief verankerten Tugenden der Sparsamkeit und Bedürfnisreduzierung, die z. T. nur mit schlechtem Gewissen beiseite gelegt worden waren, wurden wieder aktualisiert; und die Angst kam zum Vorschein, ob denn die Wohlstandsgeneration, die Hunger nie kennengelernt hatte, mit den schlechteren Zeiten fertig würde. Zudem hat die Erfahrung, »wenn es dem Unternehmen gut geht, steigen auch unsere Chancen, etwas herauszuholen«, eine Kehrseite: »Wenn es dem Unternehmen schlecht geht, müssen wir auch zurückstecken«.

Da Kapital und Staat klug genug waren, allzu drastische Brüche in der Verschlechterung der Lebensbedingungen zu vermeiden oder sie zu individualisieren, waren bisher spontane Widerstandsaktionen selten. Es über-

wiegt mißtrauisches Abwarten. Nur dort, wo z. B. bei Betriebsstilllegungen erfahren wurde, daß die eigene Existenz nur noch gegen Kapitalentscheidungen gerettet werden kann, entstand in einigen Fällen Bewegung.

Es ist also nicht absehbar, daß die Krise zu einem Bruch in der bisher abwartenden Haltung führen wird, der Gewerkschaften und SPD massenhaft von unten zu einer stärkeren antikapitalistischen Politik zwingt. Opferbereitschaft und Kampfbereitschaft stehen nebeneinander, je nachdem welcher Haltung mehr Erfolg gegeben wird: Abwarten und Orientierungslosigkeit nicht aus Mangel an Einschätzungsvermögen, sondern aus realistischer Einschätzung schwieriger Kampfbedingungen, aus enttäuschter Hoffnung.

Aber trotzdem wird der provisorische Charakter dieses Bewußtseins deutlicher — die Distanz als Reaktion auf Enttäuschungen und Utopieverlust, der durchaus als Mangel, als partielle Leere gespürt wird, weil man an nichts mehr »richtig glauben« und sich bestenfalls nur kurzfristig begeistern kann. Dieser Mangel wird weniger gespürt, wenn man sich durch wachsenden materiellen Wohlstand zusätzliche Wünsche erfüllen kann, wenn vor allem eigene Hoffnungen auf die Kinder projiziert werden können, die es mal besser haben sollen. Diese Ventile sind nun verstopft; zusätzlich zur handfesten Angst um die Existenz wird das Provisorische, Reduzierte der eigenen Lebenshaltung deutlicher.

Die Zweifel gilt es zu nutzen. Doch die einfachen Wege sind versperrt. Es nutzt wenig, an die »richtigen« Teile im Arbeiterbewußtsein anzuknüpfen, sie zu verstärken, um damit die »falschen« Teile quasi herauszudrängen. Enthüllungen über den Klassencharakter dieser Gesellschaft, über Ungerechtigkeiten und Korruption z. B. wecken wenig neue Erkenntnisse; denn das setzt Illusionen voraus, die die meisten nicht haben. Sie bestätigen eher bereits vorhandene Einschätzungen über die Macht »der da oben«, einschließlich des »falschen« Teils, nämlich ihrer Unveränderbarkeit. Wenn die Widersprüche im Bewußtsein systematischen Charakter haben, weil sie reale Widersprüche der Erfahrungsebene widerspiegeln und sich gegenseitig bedingen, können nicht Teile herausgegriffen werden — es sei denn, man versucht Klassenbewußtsein durch einfache Eliminierung von Widersprüchen zu vermitteln, statt sie mit Hilfe von Theorie dialektisch zu verarbeiten.

Viele hoffen, daß die Erarbeitung von Klassenbewußtsein durch Kampferfahrungen angeregt werden kann, also Praxis als Schubkraft für Theorie-aneignung. Dies trifft für eine bestimmte Phase in der Entstehung von Arbeiterbewußtsein zu, solange bestimmte Erfahrungen noch nicht gemacht, Mißtrauen und Distanz noch nicht entwickelt sind. Diejenigen, die diese Offenheit nicht mehr besitzen, machen zwar ebenfalls neue Erfahrungen in Kämpfen, da die Bereitschaft zur kollektiven Gegenwehr sich in offener Form selten zeigt. Aber diese Erfahrungen sind begrenzt. Auch in emotionalen Kampfphasen wird das eigene Risiko abgewogen, wird von der Organisation verlangt, daß sie Aufwand und Erfolg kalkuliert, den Ablauf »im Griff« hat. Damit ist aber eine Obergrenze in der Eigendynamik eines Kampfes und in den Kampferfahrungen gesetzt.

Für die Zukunft wird sich das nicht wesentlich ändern. Deppe hat in seinem Referat »Zukunftsfelder der Gewerkschaftspolitik« darauf hingewie-

sen, daß bereits Abwehrkämpfe eine Kraft erfordern, die mit einem rein trade-unionistischen Bewußtsein allein nicht zu entwickeln ist. Schon jetzt ist absehbar, daß z. B. die 35-Stunden-Woche ohne weitere Flexibilisierung Kampfformen erfordert, die die bisherigen Spielregeln der Konflikttausprägung aufkündigen (siehe dazu die bereits begonnene Diskussion bei IGM und DruPa zu Betriebsbesetzungen). Trade-unionistisches Bewußtsein lebt aber von der Einhaltung solcher Spielregeln, da es als Ziel der Auseinandersetzung die Übereinkunft sucht, da es den Konfliktablauf begrenzen will, um schon vorher zwischen Aufwand und Ertrag abzuwagen, da es das eigene Unternehmen nicht dauerhaft schädigen will. Durch die Eigendynamik eines Kampfes alleine ist diese Grenze der Konflikttausprägung nicht zu überspringen: sie ist stark tabuisiert. Also müssen die veränderten Kampfbedingungen im Kopf vorweggenommen, die Schranken vorher gedanklich abgebaut werden. Das setzt theoretische Arbeit voraus, die häufig auf Abwehr stoßen wird, weil sie die Balance zwischen Distanz und Sich-Einrichten in Frage stellt. Gerade diese Abwehr zeigt, daß theoretische Erkenntnisse praktische Folgen haben, nämlich Verhaltensweisen zu ändern, was immer ein schmerzhafter und riskanter Prozeß ist. Das setzt eine Analyse der gesamten Krisenprozesse einschließlich der internationalen Verflechtungen voraus, um z. B. nicht kurzatmig aus einer Scheinblüte wie den augenblicklichen Exporterfolgen der BRD im Zusammenhang mit der US-Politik neue Hoffnung zu schöpfen oder sie opportunistisch für gewerkschaftliche Forderungen zu nutzen. Das setzt auch schonungslose Offenheit voraus, daß die Arbeiterbewegung keine Antworten auf die Strategien des Kapitals hat, durch Flexibilisierung auch das bisherige System der sozialen Sicherung und des kollektiven Schutzes zu unterlaufen. Das setzt voraus, daß wir einer sozialistischen Alternative nichts von ihrer realen Schärfe im Verhältnis zum Bestehenden nehmen — in der illusionären Hoffnung, sie durch Verharmlosung und Vermischung mit bürgerlichen Vorstellungen eingängiger zu machen. So etwas hält nicht lange vor, oder die Maske wird zum Gesicht, wie die SPD beweist.

Man sollte die Widerstände im Bewußtsein der abhängig Beschäftigten ernst nehmen. Das Mißtrauen gegenüber politischen Programmen und Utopien bedeutet auch, dem allzu leichten Weg, den glättenden Versprechungen, dem lauten Optimismus derer zu mißtrauen, die meinen, die Realität mache mutlos, deshalb müsse sie für die Masse geschminkt werden. Der Arbeiterklasse ist in ihrer Geschichte allzu häufig der Untergang des Kapitalismus, ihre Unbesiegbarkeit oder — in der sozialdemokratischen Variante — die friedliche Unterwanderung des Kapitalismus durch Mitbestimmung, Gemeinwirtschaft und staatliche Planung vorausgesagt worden.

Sicher, der Kampf um den Sozialismus steht nicht auf der Tagesordnung, wohl aber der Kampf gegen einen Kapitalismus, der national und international die Machtverhältnisse neu verteilen und sich offensichtlich selbst der bisher gemachten Zugeständnisse entledigen will. Das amerikanische Kapital zeigt, daß man auch auf eine korrumptierte Gewerkschaft verzichten kann. Und das deutsche Kapital entwickelt — gegen Widerstände in den eigenen Reihen — Strukturen der Arbeitsorganisation, die die bisherige kooperative Vereinnahmung von Gewerkschaften und Betriebsräten über-

flüssig machen sollen. Woher also die Kraft nehmen zu diesem für die westdeutsche Arbeiterklasse neuen Kampf, wenn nicht aus einer illusionslosen, letztlich theoretisch erarbeiteten Zukunftsperspektive, die die Stabilität gibt, den Widerspruch zur Realität auszuhalten. Es geht aktuell darum, in den uns zugänglichen Teilen der Arbeiterbewegung die Zähigkeit und den langanhaltenden Zorn dafür zu entwickeln.

Frank Deppe: Ende oder Zukunft der Arbeiterbewegung?, Köln 1984.

Frank Deppe: Zukunftsfelder der Gewerkschaftspolitik, Referat auf der IMSF-Tagung »Situation und Perspektive der bundesdeutschen Gewerkschaften«, in: Nachrichten zur Wirtschafts- und Sozialpolitik, Dezember 1984.

Wadim P. Jerusalemskij: Proletarische Psyche, Zum sozialökonomischen Bewußtsein der Arbeiterklasse in der Bundesrepublik, Hrsg. vom IMSF, Theorie und Methode VII, Frankfurt 1984.

Kaspar Maase: Lebensweise der Lohnarbeiter in der Freizeit, Informationsbericht des IMSF Nr. 38, Frankfurt 1984.

Michel Verret: Über die Arbeiterkultur, in: Kultur der Arbeiterklasse, Marxismus-Digest, Heft 31, Hrsg. vom IMSF, Frankfurt 1977.

Über Helden und Gräber

Noch vor wenigen Jahren ging ein kleines Gespenst um in Europa: das Gespenst der »Krise des Marxismus«. Entdeckt, lanciert und mit peinlicher Akkuratesse beschrieben wurde es aber nicht von den inwendigen, sondern von den peripheren Marxisten. Ein Zeichen vielleicht dafür, daß es sich in der Tat nur um ein Gespenst handelte: eines von vielen, die frustrierte Intellektuelle oder berufsmäßige Agenten der Bourgeoisie seit eh und je regelmäßig in die Welt zu setzen pflegen.

Alle sprachen von der Krise des Marxismus; nur die Marxisten, die urechten, die parteipolitisch organisierten, taten es nicht. Gab es die Krise überhaupt nicht, war sie wirklich nur ein von klassenfeindlichen Provokateuren heraufbeschworenes Phantom? War sie nur die plakative Maske, hinter der sich die letzten Zuckungen der *gauche divine* versteckten? Oder war das Gerede etwas mehr, nämlich das Wetterleuchten, das den Donner ankündigt? Wäre es so gewesen, so könnte man doch das Ganze, von unserer Warte aus gesehen, etwa so ausdrücken: Alle reden von der Krise, *wir* machen sie durch.

Offensichtlich hat uns auch dieses Gespenst eingeholt. Da wir aber wissen, daß es keine Gespenster gibt, so muß es sich wohl um etwas anderes handeln, etwas irgendwie Reales. Nicht greifbar zwar, erratisch und dumpf wie eine heftige Migräne, aber genau so real und unausweichlich wie sie. Noch einmal haben wir uns von den anderen überrunden lassen, haben wir zu träge, zu starrhalsig reagiert. Die Bourgeoisie — und natürlich ihre Quintakolumnisten in unseren Reihen — haben da ein viel leichteres Spiel. Sie können sich sogar leisten, über den eigenen Schatten zu springen, wenn es für ihren Kontostand förderlich ist. Aber wir?

Wir haben so viele Schatten um uns herum, so viele mächtige, schützende, ehrfurchtgebietende Schatten, daß wir manchmal Angst vor dem kruenden Licht einer Sonne haben, die — zugegeben — auch die »Sonne Satans« ist. Die Bourgeoisie kann sich leisten, ihre kleinen Neurosen und Launen vor sich her zu schieben, eher eckige als ruhige Kugeln, ihre Alltagsprobleme als Jahrhundertragödien zu verkaufen, aber auch, und das sollten wir beherzigen, Einsichten und Prognosen zu wagen, die nicht ganz töricht sind, vielleicht weil sie aus dem Boden einer Realität stammen, die im großen und ganzen von ihr noch beherrscht wird.

Wieviele Male schon haben wir »bürgerliche« Erkenntnisse, Tendenzen, Fragenkomplexe wütend zurückgewiesen, unsere Köpfe und unsere Reihen dagegen gesperrt, um sie dann langsam, unauffällig und durch die Hintertür doch aufzunehmen, ja sogar als selbstverständlichen Bestandteil unserer Theorie und unserer Politik zu deklarieren? Solange wir es uns leisten konnten, einer rotunden Bollwerkhaltung zu frönen, uns politisch und ideologisch abzuschotten, war die Kontaminationsgefahr von außen gering, die Abweichungen und Entartungen konnten als interne Degenerationser-

Dem Ton der Unterhaltung und der etwas kühlen Art nach, wie er sich von mir verabschiedet hat, bin ich jetzt wohl mit Duhamel auseinander.

Paul Léautaud

scheinungen im Keim erstickt werden. Es war die schwierige, die harte Zeit. Die Zeit der Helden und der Gräber.

Nun hat uns endlich auch mal die Krise, oder besser gesagt: die Bewußtheit der Krise ereilt. »Enttäuschte Gewißheit« nannte sie Arnhelm Neusüss, mit elegantem Oxymoron, in der ersten Nummer der *Düsseldorfer Debatte*. Unser theoretisches Gebäude ruhte auf den mächtigen Pfeilern einer wissenschaftlich begründeten, allumfassenden Gewißheit. Die Nachdenklichen, die Fragenden, die Unschlüssigen hatten keinen Platz in dieser Phalanx der Helden. Und ihre Gräber, die namenlosen, hatten keine Chance, zu Kultstätten zu werden.

Wie sich das Feuer gegen das Wasser wehrt, so wehrt sich die Gewißheit gegen die Enttäuschung. Einer Weltanschauung aber, die sich selbst als *geschlossen* weiß, möge sie auch nie — als Reflex der lebendigen Geschichte — *abgeschlossen* sein, muß sich gegen jede Enttäuschung wehren, und sei es die kleinste, die partiellste, weil sie den Keim der Zerstörung in sich birgt. In den Zeiten des Heldenstums und der Einschließung war diese Haltung notwendig und heilsam. Diese Zeiten sind wahrlich nicht vorbei, die Schauplätze des Kampfes haben sich aber gründlich verschoben. Und wo die Helden früher kämpften, ist längst die graue Routinearbeit des Alltags eingetreten. Die Barrikaden waren immer ein viel günstigerer Boden für die Gewißheit als die Verwaltungsstuben. Daß jene die zu überwindende, verzichtbare Etappe, diese aber die unausweichliche und sicher auch permanente sind, hilft uns wenig als Erkenntnis und noch weniger als Rezept. Die »Verwaltung von Sachen« birgt in sich besonders subtile Formen der »Regierung über Personen«. Es ist nicht nur so, daß das Absterben des Staates sich nun als eine »unabsehbare Vertröstung« erwiesen hat; auch Lenins herrlicher Gedanke vom Staate, der von jeder Köchin geleitet werden kann, hat sich als abstrakte Utopie entpuppt. Somit ist die formale Grenzlinie, die den Anfang der wahren menschlichen Geschichte markieren sollte, auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschoben. Die wachsende Macht der Exekutive und ihrer Organe ist nicht nur eine erdrückende Realität in beiden Gesellschaftssystemen, mögen die Zeichen und die Gründe dafür hier und dort ganz verschieden sein: ihre gegenseitige dialektische Bedingtheit bindet unsere »Absterbe«-Theorie an die Zählebigkeit kapitalistischer Staatsstrukturen fest. Wir sind so in gewisser Hinsicht in das nebulöse Feld der Uchronie geraten, nachdem wir von Anfang an gegen jegliche Utopie (als überhistorische »Vertröstung«) zu Felde gezogen sind. Unsere heutige Enttäuschung bewegt sich somit auf zwei Koordinaten: der räumlichen und der zeitlichen. Sowohl synchronisch als auch diachronisch haben sich unsere Erwartungen allzu häufig als verfrüht, hochgestochen, irreal erwiesen. Die prophetisch-herrische Beschreibung der Zukunft in den Verbalformen des Indikativ-Futurs hat bei uns lange Zeit eine offene *Kontingenz* mit der Gloriore der wissenschaftlichen *Notwendigkeit* drapiert. Kein Wunder, wenn solche dekretierten Hoffnungen als (mindestens partielle) Täuschungen ihre Überzeugungskraft eingebüßt haben. Jede Gewissheit neigt zum Scheintheit, wie jede starre Gesinnungsethik (Max Weber hatte hier recht) zum Terrorismus neigen kann. Gegen dieses manichäische Denken hilft nur etwas: der reale, objektive, lebendige Fluß der Geschichte, die voll ist von Unschärferelationen, von unerwarteten Wendungen, von nicht vorausge-

sagten (und nicht voraussagbaren) Imponderabilien.

Wissen wir das? Selbstverständlich, wird jeder Marxist sagen. Unsere Theorie ist wie keine andere eine offene, die sich selbst in der dialektischen Konfrontation mit eben dieser flüssigen Realität gestaltet. Aber: *handeln* wir immer konsequent nach dieser Erkenntnis? Wieviele Male haben wir die großen Gedanken, die unumstößlichen Grundsätze unserer »allmächtigen, weil wahren Theorie«, mit heldenhafter Härte verteidigt, während wir die Niederungen der Praxis und ihrer Zwänge mit schäbigem Opportunismus bewältigen? Jeder Marxist weiß es: Integrität hat nichts mit Starrsinn, Prinzipienfestigkeit nichts mit Prinzipienreiterei zu tun. Und doch gehören wir zu denen, die eher zur doktrinären Härte neigen, die wir nur dann revidieren, wenn wir von den objektiven Verhältnissen dazu gezwungen sind, selten aus wendiger, einsichtiger Flexibilität. Diese als suspekt zu betrachten, als Symptom aufkeimender Revisionismen und ideologischer Abweichungen, ist immer noch eine weitverbreitete Einstellung, der eine historische Berechtigung nicht abzusprechen ist. Als prinzipielle Haltung jedoch ist sie heutzutage das dialektische Korrelat eben dieser Krise der Gewißheit, die viele Marxisten zur Zeit durchmachen. Sie fixiert den *Corpus doctrinae* des Marxismus und ihre politisch-praktische Durchsetzung auf Denk- und Handlungsmodelle, die nicht mehr das Recht auf Universalität für sich beanspruchen können. Darauf aber später.

Woran kann also diese Enttäuschung liegen? Sicher nicht an den großen, unzähligen Erfolgen des sozialistischen Staatensystems im gesellschaftlichen Bereich, in der Wissenschaft und Forschung, in der Technologie. Diese Erfolge, die im Laufe der Geschichte einen nicht gerade stürmischen, aber steten und kontinuierlichen Fortschritt aufweisen können, werden sogar von den reaktionärsten Antikommunisten anerkannt. Jeder Marxist könnte sich natürlich auf dem einen oder anderen Sektor mehr Lebendigkeit, mehr Initiative, mehr Tempo wünschen, und würde auch hier gegen das erstarrte Korsett verdinglichter Bürokratismen gerne kämpfen. Ein Grund für die Enttäuschung sind diese Makel aber mit Sicherheit nicht.

Die »kritische« Bruchstelle öffnet sich zweifellos im mächtigen Mauerwerk der großen theoretischen Grundsätze, an erster Stelle: der Geschichtsphilosophie in ihrer Zukunftsprojektion, in ihrem prognostischen Wert. Arnhelm Neusüss spricht dabei von einem eklatanten »Evidenzverlust«. Daß es heute, im Jahre 1985, keinen Platz für ein geschichtsphilosophisches Konstrukt Hegelscher Prägung geben kann, scheint außer Frage zu sein. Kaum ein Mensch wäre heute so naiv — bleibt er nur auf dem Boden des Materialismus — um das theologische Bild einer geschlossenen Geschichte, die auf ein vorherbestimmtes Ziel hinsteuert, zu akzeptieren. Und auch die materialistische Umkehrung dieser Geschichtsphilosophie durch den Marxismus enthält allzuviiele deterministische Elemente, um heutzutage ohne Abstriche und Korrekturen akzeptiert werden zu können. Auch die Humanitäts-Emphase und die tendenzielle Verherrlichung der universellen Menschenrasse, als deren Verkünder das Proletariat gilt, scheinen heute eher Skepsis als Begeisterung hervorzurufen. Die Tatsache, daß auch in den sozialistischen Ländern eine Zukunftsorschung betrieben wird, dagegen aber immer seltener auf geschichtsphilosophischer Ebene spekuliert wird, könnte als Indiz des tatsächlichen »Evidenzverlustes« bewertet werden.

Wir sind von den großen, hehren Prinzipien auf den nüchternen Boden der quantifizierenden Prognosen für meistens mittelfristige Planungen heruntergestiegen, und es ist gut so. Nur: wir sollten die theoretischen Konsequenzen daraus ziehen und unsere politische Praxis danach richten.

In einer Epoche, in der »die Verzweiflung redlicher ist als die Zufriedenheit«, möge diese auch »vom sozialistischen Standpunkt... gewiß keine akzeptable Alternative« sein (Vgl. Robert Weimann, »Realität und Realismus. Über Kunst und Theorie in dieser Zeit«. In: *Sinn und Form*, September-Oktober 1984, S. 944/945), besteht offensichtlich das Bedürfnis nach schonungsloser Bestandsaufnahme und kritischer Prüfung, nicht nach einer Schutz- und Trutzhaltung von Positionen, die angesichts der zur Verzweiflung treibenden Realität, mindestens äußerlich an Evidenz verloren haben. Das gilt für die großen Linien unserer Geschichtsphilosophie wie unserer Gesellschaftslehre, für unsere Betrachtung der Rolle, Funktion und des Stellenwerts der Nationen, für die Bedeutung der klassenübergreifenden, mehrere historische Formationen überdauernden Werte, für die richtige Einschätzung des vielverschmähten »Gradualismus«, des unumgänglichen Plurals an historisch gewordenen »Sozialismen«. Auf all diesen Gebieten gibt es längst kluge, »kritische« Arbeiten, auch — was als Selbstverständlichkeit und nicht als Überraschung gelten dürfte — aus den Ländern des realen Sozialismus. Es handelt sich aber im allgemeinen um behutsame Andeutungen, sanfte Korrekturen, und sie bestimmen keinesfalls den allgemeinen Rahmen der Theorie, sei es auf wissenschaftlicher Ebene oder in den programmativen Erklärungen der großen staatstragenden Kommunistischen Parteien. Aus diesen ist immer noch — mit wenigen Akzentverschiebungen bezüglich Fragen strategischer und taktischer Natur — das intakte Denkgebäude aus der Zeit »vor der Krise« zu lesen. Und das ist auch gut so, dafür gibt es Gründe, die einsichtig genug sind. Nur muß man sich doch einmal fragen, was es für eine Bewandtnis mit einer Krise hat, die es *offiziell* nicht gibt, die man also als Gespenst mühelos abtun könnte, und die trotzdem in die Reihen der marxistischen Intelligenz eingedrungen ist.

Anders als bei den Krisen des Kapitalismus, sind die Krisen des Marxismus von komplexer dialektischer Natur: theoretisch und praktisch zugeleich. Ideologie und Ökonomie, Wissenschaft und Politik bedingen sich dabei gegenseitig. Trotzdem sind die großen Krisen, die die Geschichte des realen Sozialismus oder der revolutionären Arbeiterbewegung bisher erschüttert haben, entweder mit schablonenhaften Verdikten oder unzureichend verarbeitet worden. Ein statisches Verständnis der Theorie, eine Erstarrung des Systems, die als »rechtshegelianisch« bezeichnet werden könnte (und die, unserer Meinung nach, im Denken I. W. Stalins und im so genannten »Stalinismus« ihren Gipfel erreichte), führte notwendigerweise zu einer dysfunktionalen Trennung von Theorie und Praxis als Folge der dekretierten Einheit beider unter dem absoluten Primat der partiopolitischen Willensentscheidungen. Umberto Cerroni (»Gramsci-Lexikon«, VSA Hamburg 1979, S. 93-94) beschreibt diese Festnagelung der Theorie auf die Praxis hin; die reduktionistische Handhabung dieser letzten als reinen politischen Willensakt (Beschlüsse des Zentralkomitees) führte nicht etwa zur Gestaltung der Partei als »kollektiver Intellektueller« im Sinne Gramscis, sondern umgekehrt zur Subordination der theoretisch-wissen-

schaftlichen Instanzen unter die Exekutivgewalt. Wir brauchen jetzt nicht über die Notwendigkeit oder gar Unvermeidlichkeit einer solchen Entwicklung unter den damaligen historischen und politischen Bedingungen zu sprechen. Die Zeiten haben sich seitdem gründlich verändert, aber Überreste der alten Haltung sind noch überall zu spüren. Auch das gehört zur heutigen »Krise des Marxismus« als theoretisches Problem.

Die Herausbildung eines langen Kodex von unantastbaren Grundsätzen und ihre Fixierung als Denk- und Verhaltensmuster auf allen möglichen Handlungs- und Reflexionsebenen (vom ästhetischen Geschmack bis zur Arbeitsdisziplin, von der Einhaltung »traditioneller« Gesten bis zur strikten Anwendung bestimmter Denkkategorien) hat den Marxismus vielfach zu einem mächtigen Eisblock werden lassen, wo er eigentlich ein reißender Strom — auch in der Theorie — hätte werden sollen. (Vgl. z.B. Kostas Pa-paoannou, »L'idéologie froide. Essay sur le dépréisement du marxisme«, J.J. Pauvert Paris 1967). Ob dies eine Folge der Erstarrung von Lenins lebendigem, antithetischem, selbstkritischem und doch unbeugsamem Marxismus zum »Leninismus« war und ist, mag jetzt dahingestellt werden. Auch Marxens (von Engels mehrfach überliefelter) scharfer Protest gegen den sich anbahnenden »Marxismus« enthielt die Ablehnung einer jeden Formalisierung, die unweigerlich zur Erstarrung, zum »konservativen« Erhaltungsdenken führt. Nun: mit Eisblöcken kann man — besonders im Polarwinter — robuste Trutzburgen bauen; um das freie flache Land zu überschwemmen, braucht man freies strömendes Wasser. Wer hinter diesen Behauptungen »ultralinke« oder gar anarchoid Schwärmerie vermutet, erkennt sich selbst zum alleinigen Verwalter einer Erbmasse, die tausend Erbberechtigte hat, und handelt obendrein schulmeisterlich und ehrenrührig. Natürlich darf man die einmal und unter harten Opfern eroberten Stellungen nicht aufgeben, ja nicht einmal gefährden! Natürlich muß man die *wesentlichen* Grundsätze unserer wissenschaftlichen Theorie zur ständigen und unverzichtbaren Anleitung unseres Handelns benutzen! Dies in ehrlicher Überzeugung zu wiederholen löst aber das andere Problem nicht, es verdeckt und vertuscht es nur. Die »Krise des Marxismus« ist primär eine Krise des Selbstverständnisses und ein Ernstnehmen der Entzweiung zwischen theoretischem Anspruch und Alltagspraxis. Die vielgepriesene »allseitige Wendigkeit« sollte nicht nur eine nach außen gerichtete, taktische Geschicklichkeit sein, sondern eine innere Disposition eines jeden Marxisten, die Theorie kritisch und lebendig-konkret zu verflüssigen, sie aus dem realen Verlauf der Geschichte zu entnehmen und zu verändern. Die Geschichte ist aber keine einheitliche, sie stammt aus sehr verschiedenen Quellen, und ihre intendierte Vereinheitlichung gehört vielleicht auch zu den Postulaten unserer Geschichtsphilosophie, die heute an Evidenzverlust leiden. Lebendige Theorie kann also nur aus dem lebendigen Boden einer eigenen, erlebten Geschichte entstehen. Das ist auch der Sinn von Gramscis Mahnung: was not tut, das ist »un' accurata ricognizione di carattere nazionale«, d.h. eine konkrete Anwendung der wissenschaftlichen Leitgedanken auf die unterschiedlichen Koordinaten — sowohl zeitlicher als auch räumlicher Art — der jeweiligen Völker (Vgl. A. Gramsci, »Quaderni del carcere« (Ed. critica dell'Istituto Gramsci. A cura di Valentino Gerratana.), Band II. Einaudi Editore, Torino 1975, S. 866). Diese Notwendigkeit ebenso ab-

strakt-allgemein und unverbindlich anzuerkennen, wie wir sonst zu tun pflegen (»im Prinzip ja, aber...«), vertieft im Grunde die latente Problematik der Krise, ohne konkrete Auswege zu zeigen. Ist aber die Anerkennung eine ehrliche, dann muß sie zwangsläufig zu einer Revidierung, Weiterentwicklung oder Aktualisierung vieler Grundgedanken führen, die bisher als sakralisierter Bestandteil der Doktrin gegolten haben. Hier könnte man wieder Robert Weimann zitieren, seine klugen Überlegungen über Kunst und Literatur auf die politisch-revolutionäre Ebene erweiternd: »Es könnte ja sein, daß hinter ihrer (sc.: der europäischen Tradition, R.d.l.V.) als absolut postulierten Gültigkeit nichts anderes steckt als das Postulat eurozentrischen Selbstbewußtseins«.

Ist vielleicht die »Krise« des Marxismus auch eine »Wachstumskrise«? Die weltweite Ausdehnung der sozialen Revolutionen hat diese mit den unterschiedlichsten Rassen, Traditionen, soziopolitischen Strukturen und Lebensformen konfrontiert. Lenins allzu schematische, allzu reduktionistische Theorie der »zwei Kulturen« ist längst von der komplexen Realität und der lebendigen Vielfalt der »national-volkstümlichen Kulturen« (Gramsci) und ihren klassenübergreifenden, Jahrhunderte überdauernden Werten widerlegt worden. (Gramsci zitiert die großen »Nationaltheater« der Engländer und der Spanier. Man denke z.B. auch an die umfassende Integrationskraft der islamischen Weltanschauung.) Selbstverständlich tut dies der allgemeinen Richtigkeit einer marxistischen Theorie des Proletariats keinen Abbruch, die in der Arbeiterklasse (ein abstrakter, nicht oder nicht gleichmäßig weltumspannender Begriff) die *an sich* revolutionäre Klasse sieht und ihr die Funktion der Schaffung einer klassenlosen Gesellschaft zuweist. Was aber in der Analyse der industrialisierten Gesellschaften von europäischem Zuschnitt zweifellos schlüssig war, hat an Schärfe und Präzision nicht nur bei ihrer Anwendung auf andere Gesellschaften eingebüßt, sondern auch angesichts der heutigen Krise der industriellen Zivilisation. Die Fabrikwelt erscheint heute unter einem ganz anderen Licht als vor hundert Jahren, sie ist nicht nur Quelle von Arbeit, Fortschritt und Reichtum (um von der Ausbeutung der Arbeitskraft nicht zu sprechen), sondern auch von berechtigten Ängsten in Bezug auf eine nicht rückgängig zu machende Zerstörung der natürlichen Umwelt. Diese Krise des Industrialismus und die immer größer werdende Bedeutung der ökologischen Bewegungen konnten nicht ohne Folgen auch für jene marxistischen Intellektuellen bleiben, die in der Industrie und in der Klasse der Industriearbeiter die Zugmaschinen der Geschichte gesehen haben. Auch hier sind also »Evidenzverluste« eingetreten, die sogar eine ganze zivilisatorische Entwicklungslinie samt ihren Weltanschauungen und ihren Zukunftsplanungen in Frage stellen. Auch hier also muß man einen möglichen Grund für die »Krise des Marxismus« sehen.

Die postulierte Universalität unserer Theorie, die eine Folge der postulierten Universalität der Arbeiterklasse war (proletarischer Internationalismus), hat uns allzu häufig dazu geführt, Universalität nicht als konkrete Einheit des Mannigfaltigen, sondern als allgemeine Gleichförmigkeit zu betrachten. Anstatt die Einmaligkeit der Erscheinungen in ihrer bunten Mannigfaltigkeit zu respektieren und zu schützen, haben wir uns ein universales und allgemeingültiges Ziel als dekretierte Vernunft der Weltge-

schichte verordnet. Die schon oben angesprochene Ausweitung des Sozialismus auf alle fünf Kontinente mußte unvermeidlich nicht nur praktische (politische, organisatorische, strategische usw.) Probleme mit sich bringen, sondern natürlich auch — und dies hätte eigentlich von uns Marxisten, die vom Primat des gesellschaftlichen Seins über das gesellschaftliche Bewußtsein wissen, rechtzeitig vorausgesehen werden sollen! — Brüche und Unschärfen in der Theorie, die zu einer fast natürlichen »Wachstumskrise« führen mußten. Jahrzehnte lang haben wir aber nicht flexibel und verständnisvoll darauf reagiert, sondern doktrinär und starrsinnig. Die »Allmacht« unserer wahren Theorie wurde kanonisiert und als administratives Mittel eingesetzt. Lenin hatte gesagt: »Wir wollen nur eins nicht: das Element des Zwangs. Wir wollen die Menschen nicht mit dem Knüppel ins Paradies treiben« (Werke, 20, S. 61). Trotzdem haben wir allzulange versucht, mit der »Waffe« unserer Theorie viele Millionen Menschen in das theoretisch-wissenschaftliche Paradies zu bringen. Daß es heute — glücklicherweise — nicht mehr so ist, daß gerade in den Ländern des realen Sozialismus eine Offenheit und Natürlichkeit der Kritik heraufkommt, von der wir unter den Bedingungen des Kampfes im kapitalistischen Machtbereich manchmal nur träumen können, läßt berechtigte Hoffnungen auf eine baldige, globale Überwindung der »Krise« zu. Wir sehen uns mit Problemen konfrontiert, die das Selbstverständnis der Menschheit (und noch dazu ihr physisches Überleben) betreffen: Automation und Verstädterung, wachsende Isolierung des Individuums und Brutalisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen, Zerstörung der Natur und — als korrelative Antwort darauf — Entstehung von romantisch-irrationalistischen Tendenzen, Hilflosigkeitsgefühl gegenüber einem allmächtigen, allwissenden Informations- und Datennetz, Mißtrauen, wenn nicht gar Hass gegen die Technik und die Industrie, und sei es die Rüstungsindustrie, die chemische und die Atomindustrie oder einfach eine Konsumwaren und Abhängigkeiten produzierende Industrie; all dies betrifft nicht nur die kapitalistische Welt, sondern — wenn auch auf eine andere Art, mit ganz anderer Virulenz und mit der Möglichkeit einer gesellschaftlichen Bewältigung — die sozialistische. Wir fahren in demselben Schiff, und wir sind von Stürmen bedroht, die uns alle beitreffen, nicht nur vom atomaren Holocaust.

Möchten wir ein Lösungswort für unser Verhalten gegenüber der schwierigen historischen Stunde, aber auch gegenüber der »Krise« des Marxismus vorschlagen, so könnte es das Motto von Antonio Gramsci sein: »Pessimismo dell'intelligenza, ottimismo della volontà« (Vgl. Antonio Gramsci, »gli intellettuali e l'organizzazione della cultura«, Einaudi Torino 1966, S. 182). Eine kritisch-distanzierte, prüfende und abwägende Vernunft, die ein für allemal auf Schematismen und Schablonen, Reduktionismus und Dogmen *wirklich* verzichtet, kann sich umso entschiedener für einen Kampf einsetzen, der nicht nur subjektiv richtig erkannt, sondern objektiv als unumgänglich begriffen worden ist.

Sprengstoff für die Grünen

Thomas Ebermann
Rainer Trampert

Die Zukunft der Grünen

Ein realistisches Konzept
für eine radikale Partei
Konkret Literatur Verlag



Rainer Trampert, alter und neuer Sprecher des Bundesvorstands der Grünen, und Thomas Ebermann, Abgeordneter der Grünen in der Hamburger Bürgerschaft, haben eine authentische Standortbestimmung der ökosozialistischen Strömung vor-

gelegt. »Ihr Buch ist eine Kampfansage an die Gegner in der eigenen Partei, an den reformerischen Flügel der Grünen 'Realisten' ... es könnte zum Sprengstoff werden, der die grüne Bewegung spaltet«, urteilt der »stern«.

288 Seiten, 24 Mark

Konkret Literatur Verlag

Heinar Kipphardt

Zergliederung einer Verstörung

Heinrich Rapp: Weitere Gründe, ein Revolutionär zu werden:

Die schöne Mutter darf (kann) sich keine schönen Kleider kaufen. Die Größe des kleinen Blusenausschnitts wird als schamlos kritisiert.

Der Geruch von Kohlrüben.

Sich beim Waschen das Unterhemd ausziehen zu müssen, nasses Haar und Scheitel.

Frisur bestimmt der Vater, Schuhe bestimmt der Vater. Keine Knickerbocker.

Auf den Schulbroten der Gutsarbeiterkinder Zuckerrübensirup oder Moustich. Fetzpaule ohne Schulfrühstück und ohne Schulinteresse.

Pferdeäpfel sammeln für die Erdbeerbeete.

Nicht mit Wimmerpaule spielen. (Der Russe)

Wimmerpaule schildert mir den Koitus meiner Eltern, den er belauscht habe, auf phantastische Weise.

Im Forschungsdrang, die Geschlechtsgeheimnisse aufzuklären, entwickle ich die wissenschaftliche Methode.

Wer war nicht in der Kirche? Was habe ich gepredigt?

Nach dem Vater jetzt noch Gottvater.

Die pulsche Marte erbettelt Taschentücher und trinkt Brennspiritus (Liter 60 Pfennig, vergällt). Schläft 12 Stunden im Graben an der Scholkmannfabrik. Viele Unterröcke.

Eiserner Kanzler, Blut und Eisen, eiserne Hand, eisernes Schweigen, eisern arbeiten, der Gott der Eisen wachsen ließ.

Auf dem Klo geschnittenes Zeitungspapier.

Die langen schwarzen Strümpfe und Bleyle Anzüge.

Nicht zwischen den Mahlzeiten essen, nicht naschen.

Laute Stimmen.

Gewalt, Gewaltanwendungen.

Unterwerfungen.

Die Sprungdeckeluhr meines Vaters.

Der Vater nimmt sich zuerst.

Der überhebliche Körper meines Vaters.

Lesen zum Zwecke des Lernens, nicht im Bett lesen und nicht unter der Bettdecke mit der Taschenlampe.

Die Mutter fliegt an den Türrahmen (mischt sich in Erziehung ein, Ordnen des Spielzeugschrankes als dieser zum wiederholten Male wortlos auf den Fußboden gekippt wird).

Vor jedem Größeren aufstehen, vor jedem Älteren die Mütze abnehmen, bei Ranghöheren nur auf Aufforderung sprechen.

Schweinenieren essen müssen und Kutteln.

Kritzel nicht rum! Immer denken wozu!

Die deformierten Hände der neunzigjährigen, blinden Bernermutter auf meinem geschwollenen Kopf und ihr: Wort ock, mei Siehnlä, wort ock.

Sie habe sich in der Äpfelkammer an ein Brett gestoßen, sagte die Mutter. (Brillenhämatom)

Der Wunsch auf die Erde zu scheißen.

Die Kinder des Barons von Richthofen im Schloßpark in weißen Tennisanzügen. Der Sohn heißt Kraft. Ist Kraft ein Name? Das Schloß und der Schloßpark darf nicht betreten werden.

Asst zahn Klißla, asst fuffza Klißla, aber gewählt wart rut. Entlassung des roten Gutsarbeiters mit den O-Beinen, der am 1. Mai die rote Fahne trägt. Kündigung der Gutwohnung und Vertreibung, da er von niemandem eingestellt wird.

Der Sportplatz ist abgeschlossen. Der Sportwart vertreibt die fußballspielenden Kinder.

Das behaarte Ohr des Pfarrers im Beichtstuhl mir zugeneigt.

Chorsingen für Kinder, die nicht singen können.

Geflickte Hosen, eingesetzte Flecke aus unverblichenem Stoff, die Angewohnheit, die Hände auf den Hintern zu legen, um die Flecke zu verbergen.

Rosa Luxemburg schwimmt im Kanal, Karl Liebknecht hängt am Laternepfahl, lieb Heimatland ade.

Von einer Zigeunerin über den Kopf gestreichelt.

Im Kino ins Klo gesperrt, weil ohne Eintrittskarte. (Tom Mix)

Schuhkappenkontrolle, weil damit Fußball gespielt.

Warum kriege ich keine Brille. Der ärmere F. hat eine Brille gekriegt.

Die 1000fache Fundgrube. Nichts fortwerfen! 792. Eine alte Rasierklinge, in einen Korken gesteckt, ist ein ideales Trennmesser. 793. Seidenpapier nicht fortwerfen! Es eignet sich besonders gut zum Auftragen des Bohner-

wachses und schluckt auch nicht soviel Wachs wie die Bohnerlappen. 794. Und am anderen Tage gibt das Bohnerpapier sehr gute Feueranzünder. 795. Ausgedrückte Zitronenhälften legt man ins Waschwasser auf dem Waschtisch. Sie machen dieses weich und verschönern den Teint und die Hände. 796. Gebrauchte Pfefferkörner werden durchgedreht und als äußerst wirksames Mottenschutzmittel in den Pelz gestreut. 797. Durchgebrannte elektrische Sicherungen geben nach Durchbohren der Füllung brauchbare Schlußquasten für die Gardinenschnüre. 801. Abgespielte Grammophonnadeln sind vorzüglich zum Vernageln von Bilderrahmen, Leisten, Möbelteilen. 805. Alte Schwamm- und Gummischwammstücke näht man in ein Mullsäckchen und gewinnt einen neuen Schwamm.

Rapp, Gedanken. Ein Parlamentsstenograf muß notwendig ein Zyniker werden oder ein Revolutionär.

Ein Parlamentsstenograf muß notwendig ein Revolutionär werden.

Vielleicht ist es für einen Parlamentsstenografen leicht, ein Revolutionär zu werden.

Gründe, ein Revolutionär zu werden:

Einige Gründe (Mutmaßungen), die mich auf die Straße des Revolutionärs brachten: (frühe Kindheit)

Entwurf des Vaters von mir

Heinrich wie er / Schweigsam wie er / Verschlossen wie er

Reinlichkeit, Körper, Klo und Spielzeugschrank

Daß die Eltern immer Recht hatten

Ihrer Hypnose unterworfen zu sein

Mich zwingen zu wollen, ihre Hypnose weiter zu geben

Die Reihe beim Turnen (Abgang und stehen!), die Reihen nach der Größe, nach dem Alphabet, nach den Zensuren (Klassenplätze), nach den Zwecken.

Zu welchem Zweck? Zu welchem Zweck? Alles Zwecken unterworfen und fremden

Eisenhandel, Eisenhärte, Schwärze, Schubladen, hart wie Eisen, hart wie Kruppstahl, immer auf der Wage stehen, was zählt, das ist schwer

Im Alter von wahrscheinlich neun Jahren schrieb ich mir bei einem Fieber ein eigenes »Ärztliches Verordnungsrezept: Das Kind ist in das große weiße Bett der Schwester Marie-Anna am Fenster zur Straße zu legen, wo es Besuch nur nach seinem Wunsche empfangen soll. Himbeersaft mit Eiswasser soll es immer am Bett haben. Kühle Umschläge. Bücher zum Lesen (vom Kind ausgesucht) und Farbstifte zum Malen. Zum Essen Weinschaumpudding und Zimtbirnen, unabhängig von der Tageszeit. Nachts

soll das Licht brennen bleiben. Des Kindes Befehle sind, außer den gesundheitsschädlichen, leise und schnell auszuführen, da es sonst sterben kann.

Doktor von Boullion
Oberkindesarzt

Heinrich Rapp. Ein Traum, den ich mir so ins Gedächtnis gerufen habe, daß ich nicht weiß, ob das nicht die Literatur von ihm ist:

Bei einer Parteiversammlung in einem verrauchten Hinterzimmer (verbissene Positionskämpfe in der nationalen Frage) wurde, für alle unerwartet, an riesigen Brettertischen Essen aufgetragen, Schweinsbraten mit Klößen und Blaukraut. Schäumendes Bier und Aprikosentorten. Der Rauch vergeht, und es wird still und klar. Eine schöne Frau, die Parteisekretärin, zieht auf Ersuchen eines Genossen ihre weiße Bluse aus, zeigt ihre weißen Brüste mit ausgestreckten Armen und lacht. Ein wilder, ein brausender Applaus, wonach sich alle umarmen. Ich aber hatte an ihrer linken Brust unten einen pfenniggroßen Leberfleck entdeckt und mußte die Brille abnehmen. Was ich aus dem Traume las, war, die Sinnlichkeit sei der Springquell der Revolution und es mangle uns daran, ferner, die Überschärfe meines Blicks behindere mich, raube mir die Fähigkeit, mit anderen glücklich zu sein.

Romanfragment (Auszug)

Fred Eckhard

Kreativ und/oder solidarisch — Kunststücke

Ein Arbeiter mit Helm, Hörerschutz, Arbeitschürze und Hitzehandschuhen am Arbeitsplatz; eine Werksuhr, starr verbunden mit der schemenhaft hinter ihm stehenden Gestalt des Unternehmers, lastet auf seinem Rücken: Zeitdruck.

Diese Szene ist Teil einer Großplastik, die im Juni 1984 ihren Standort vor dem Bezirksrathaus in Duisburg-Rheinhausen erhalten hat. Ihr Titel: »Wer weiß denn schon, was Kontischicht bedeutet?« Andere Szenen zeigen das Zuhause des Schichtarbeiters, den unruhigen Schlaf, die Familie, spielende Kinder, die Rücksicht nehmen müssen auf den schlafenden Vater. Im Hintergrund zwei Kollegen, arbeitslos. Der Kontischichtplan ist ihnen auf dem Rücken eingraviert.

Stahlwerker von Krupp-Rheinhausen und ihre Familien haben die Plastik 1982 im Auftrag der Ruhrfestspiele gebaut. Partner des Projekts waren Lehrer und Studenten der HBK Braunschweig.

Am Anfang stand eine Studie über »Lebensverhältnisse von Stahlarbeitern«. Die Arbeiter von Krupp-Rheinhausen wollten nicht lediglich Objekt der Forschung sein. Sie machten sich daran, die Wechselbeziehung von betrieblichem und häuslichem Leben zu veranschaulichen und anderen »begreifbar« zu machen.

Die Methodik des Vorgehens hat modellhafte Bedeutung. In der Arbeitsgruppe wird zunächst der Zustand der Schwäche beschrieben. In gemeinsamer Diskussion geht man den Ursachen nach, bezeichnet die Kräfte, die auf das Leben am Arbeitsplatz und in der Familie einwirken, gibt ihnen Gestalt, ordnet ihnen Raum, Zeit und Materialien zu. Der endgültigen Formgebung gehen mimische Studien und Rollenspiele vor-

aus. Die Ebene einfacher Abbildung wird verlassen. Die Ausführung des Entwurfs stützt sich auf die handwerklichen Fähigkeiten und Kenntnisse, die in der Arbeitsgruppe vorhanden sind.

Der hier beschriebene Vorgang der künstlerischen Aneignung von Wirklichkeit war zugleich ein erster Schritt, das Gefühl von Ohnmacht zu überwinden und die Lust zu veränderndem Handeln zu wecken.

In der Spielzeit 1982 hat es vor dem Festspielhaus in Recklinghausen und anlässlich der Aufstellung in Rheinhausen lebhafte und durchaus kontroverse Diskussionen um die »Stahlarbeiterplastik« gegeben. Sie nahmen in der Regel ihren Ausgang bei den verschiedenen Formelementen, befaßten sich mit der Schwierigkeit, einen problemlosen Zugang zu der Plastik zu gewinnen, und endeten in der Erörterung von Schichtarbeit und Abhängigkeit.

*

Die Identität der Lohnabhängigen in unserer Gesellschaft gründet sich auf Solidarität. Mit dieser Feststellung verknüpfen sich viele Fragen: Wie können sich Künstler solidarisch verhalten, wenn soziale Konflikte ausgetragen werden, ohne dabei ihre ästhetischen Ansprüche zu verleugnen? Welche Erfahrungen haben Künstler und Kulturguppen gemacht, die sich im Arbeitskampf der IG Metall und der IG Druck und Papier auf die Seite der Gewerkschaften gestellt haben? Sind eingreifende künstlerische Beiträge angenommen worden und zu einem Bestandteil der gewerkschaftlichen Aktion geworden? Konnten sie das gemeinsame Anliegen befördern? Wie sahen die Formen der Diffamierung und der verdeck-

ten Aussperung aus, denen engagierte Künstler ausgesetzt waren und sind, z.B. durch Medienkonzerne? Welche Solidarität ist schließlich den Künstlern entgegengebracht worden?

Fragen, die es zunächst nahelegen, Erfahrungen zu sammeln, zu beschreiben und auszutauschen. Da der Grundkonflikt andauert, nimmt das gesellschaftliche Stationendrama in vielfältigen Handlungsvarianten mit wechselnden Figurenarsenal und schillernden Verkleidungs- und Verwechslungsszenen seinen Fortgang. Es empfiehlt sich also, die Gegengewichte im Auge zu behalten, die Einfluß auf den Gang der Dinge nehmen können. Dazu gehören Solidarität und Kreativität in ihrem Wechselspiel. Versiegt der ständige Strom von Ideen, Motivationen und Anregungen, so neigt auch die beste Organisation zur Unlebendigkeit, zu apparahtäfer Erstarrung. Kreativität kann aber nicht als Serviceleistung angesehen werden, die man je nach Laufzeit bei der nächsten fälligen Inspektion in Anspruch nehmen kann, um sie dann erstmal wieder zu vergessen. Der geschichtliche Fehler der Arbeiterbewegung, Kunst auf Übermorgen zu vertagen, verdient keine Neuauflagen. Bruno Schönlank, Autor bedeutender Sprechchorwerke zur Zeit der Weimarer Republik schrieb in seinem Aufsatz »Rotes Muckertum« (1921): »Die schönste revolutionäre Muskulatur ist ein Unding, wenn die Ohren nicht hören und die Augen nicht sehen gelernt haben.«

*

Die Ruhrfestspiele gehen zurück auf die Begegnung von Hamburger Theaterleuten mit Recklinghäuser Bergleuten im Kältewinter 1946/47 und ihre wechselseitige Hilfeleistung. Mit Kohle aus Recklinghausen konnten die Arbeitsplätze der Hamburger Künstler und die Funktionsfähigkeit der Hamburger Theater gesichert werden. Im folgen-

den Jahr brachten die Hamburger nach Recklinghausen, was sie produzierten: Sprech- und Musiktheater. Die Legende hat diesen Vorgang zu einem Tauschgeschäft »Kohle für Kunst – Kunst für Kohle« verkürzt. Die Formel ist griffig, aber nicht zutreffend, denn die Bergleute des Reviers wußten zu dem Zeitpunkt der Kohleaktion keineswegs, ob und welche Gegenleistung sie erwartete. Am Anfang stand also spontanes und solidarisches Handeln, eine Selbsthilfeaktion.

Man sprach miteinander, verständigte sich, gab Hilfe und nahm Hilfe an, fand Wege, Widerstände zu überwinden, Risiken zu bestehen und übernahm Verantwortung für den anderen. Dabei wurde den Hamburger Theaterleuten bewußt, daß Ihre Kunst nur auszuüben war auf der Grundlage des gesellschaftlichen Reichtums, den die Bergleute im Revier schufen. Die Bergleute entdeckten ihrerseits, daß ihre Arbeit einen Anspruch auf Kunst begründete nicht weniger als auf Sonderrationen. Diese Erkenntnis von Gemeinsamkeit in einer Zeit äußerer Not wurde die Grundlage der Ruhrfestspiele, deren Trägerschaft der DGB und die Stadt Recklinghausen übernahmen.

Zur Eröffnung der 38. Ruhrfestspiele am 1. Mai 1984 zog der Betriebsratsvorsitzende der Schachtanlage General Blumenthal, Günter Bartz, die Verbindung von der Gründungsgeschichte zur Gegenwart:

»Heute, 38 Jahre später, in Zeiten technologischer Entwicklungen, die den Arbeitnehmer von seinem Arbeitsplatz verdrängen, müssen wir verhindern, daß aus Sozialabbau eine geistige Demontage wird. Mehr denn je gilt es, über die Bedürfnisse des Tages hinaus zu denken, neue Ideen und Perspektiven für die Zukunft zu entwickeln. Dabei helfen uns die Künstler, die an der Seite der Gewerkschaftsbewegung unsere Gegenwart kritisch betrachten, die uns zeigen, was passieren kann, wenn wir die Augen nicht offen-

halten, und deren Phantasie es ermöglicht, Zukunftsentwürfe im Spiel zu erproben und darzustellen. Das kann die Unterhaltungsindustrie nicht leisten. Und Zeitvertreib kann schließlich nicht der Sinn von freier Zeit sein, die wir uns mühsam erkämpfen.«

*

»Die Wende!« hieß eine Szenenfolge zur Arbeitszeitverkürzung, die das Ensemble der Ruhrfestspiele in Zusammenarbeit mit Bochumer Opel-Werkern entwickelte und landauf, landab in gewerkschaftlichen Bildungseinrichtungen, bei Versammlungen von Vertrauensleuten, in Schulen, Bürgerhäusern und bei Großveranstaltungen der Gewerkschaften zur Aufführung brachten. Die Zusammenarbeit mit den IG Metallern in Bochum sollte einen dichten und überprüfbaren Bezug zur betrieblichen Wirklichkeit herstellen. Es ging um Information aus erster Hand. Wie wird die Einführung neuer Technologien im Betrieb erfahren? Wie wird es erlebt, wenn erlernte berufliche Qualifikationen nicht mehr im Anspruch genommen werden? Wie wirken sich Umsetzungen im Betrieb aus, wenn die Anschlüsse nicht stimmen? Welche Auswirkungen hat inhaltsarme Kurztaktarbeit auf den Arbeitnehmer und seine Familie? Wie setzt man sich zur Wehr und welchen Rückhalt findet man im Betrieb, in der Gewerkschaft, in der Familie? Was können 5 Stunden mehr Freizeit in der Woche bedeuten?

Verschiedene Texte wurden von den Opel-Arbeiterinnen und Arbeitern geschrieben und nur geringfügig für die Szene bearbeitet. Andere Texte waren das zusammenfassende Ergebnis vieler Erfahrungsberichte. Hinzu kamen eine Reihe neu komponierter Lieder und die Einbeziehung mehrerer auf die Situation passender Texte bzw. Szenen von Bertolt Brecht.

An diesem Verfahren gab es interne und externe Kritik. Es wurde bemän-

gelt, daß die Darstellung der betrieblichen Realität fetischhaft dem Erleben der Betroffenen verbunden geblieben sei. Es wurde die Auffassung vertreten, daß eine kühnere, risikoreichere Arbeitsweise möglicherweise prägnantere, unabgenutztere künstlerische Entsprechungen hervorgebracht hätte.

Die Argumente haben einiges für sich. Vielleicht ist tatsächlich keine große Kunst entstanden, sondern einfache Gebrauchskunst. Sie hatte indessen einen Vorteil gegenüber den faszinierenden Großprojekten, die schließlich in der Schublade landeten, sie war zur rechten Zeit zur Stelle. Wer mit künstlerischen Mitteln eingreifen will in gewerkschaftliche Aktionen, muß hinnehmen, daß Thema, Zeit und Ort vorgegeben werden. Dann gilt nicht zuletzt der Grundsatz: Wer schnell gibt, gibt doppelt.

Das Ensemble der Ruhrfestspiele hat durch die Unterstützung der Kampagne zur Durchsetzung der 35-Stunden-Woche an Realitätsbezug gewonnen, es hat die Isolation überwinden können, in die Künstler — besonders an den großen Kulturinstitutionen — leicht geraten.

*

In besonderem Maße waren es die kulturellen Dimensionen der Streikziele, die so viele Künstler und Kulturgruppen dazu brachte, sich zu engagieren: gerechte Verteilung von Arbeit, Minde rung von Abhängigkeit, Zugewinn an »Zeit zum Leben«. Solidarität erschöpfte sich dabei nicht in dem kämpferischen Durchsetzen gemeinsamer Interessen der Arbeitnehmer. Solidarität galt auch denen, die an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden, weil es keine Arbeit gibt, die sie nehmen könnten; so wie denen, die gar nicht erst einen Ausbildungsplatz finden. Eine Gesellschaft, die es sich auf dem Sockel millionenfacher Arbeitslosigkeit bequem gemacht hatte, wurde ein ent-

schiedener Anstoß gegeben, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, ob die Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kenntnisse, die sich über die menschliche Arbeit ausbilden und vermitteln, weiterhin als 'quantité negligable' behandelt werden können. Neben dem wirtschaftlichen stand auch der kulturelle Wert der Arbeit zur Diskussion, und darüber hinaus ging es um die sinnvolle individuelle und kollektive Nutzung erkämpfter Freizeit.

Auf die profitable Nutzung neuer Freizeiträume ist die Unterhaltungsindustrie seit langem vorbereitet. Als eine der großen Wachstumsbranchen im Lande partizipiert sie ohne eigenen Einsatz am Ergebnis gewerkschaftlicher Auseinandersetzungen um Arbeitszeitverkürzung, ganz gleich, in welchem Umfang und in welcher Form sie durchgesetzt wird. Es werden sämtliche Medienregister gezogen, um die Menschen nach allen Regeln des Traumweltmanagements zu unterhalten, von der Wirklichkeit abzulenken, zu beschwichtigen — und ihnen, nicht zu knapp, das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Die neuen elektronischen Unterhaltungsmedien sind nicht unattraktiv. Sie verändern die Formen der Wahrnehmung und den Realitätsbezug. Um so notwendiger wird die Beschäftigung mit Kunstwerken der Vergangenheit und Gegenwart, die zur differenzierten Wahrnehmung anregen, die Sinne umfassend ansprechen, die den Menschen diskursfähig machen.

*

Mainz ist so schlimm nicht.

In dem Repertoire gewerkschaftlicher Aktionsformen findet die Kunst noch keinen angemessenen Platz. Ihre Tendenz, Normen zu durchbrechen und Grenzen zu überschreiten, macht sie schwierig im Umgang. Die Widerhaken, die sie aufzählt, behindern reibungslose Abläufe. Dennoch ist die Erkenntnis vorhanden, daß Kunst dem Abnutzungsprozess entgegenwirken kann, dem unsere Mittel der Verständigung durch ständige Wiederholung und Mißbrauch ausgesetzt sind.

Die heftigen Reaktionen von Teilen der Presse auf das Programmangebot der Ruhrfestspiele 84 kam nicht unerwartet. Wer Widersprüche aufzeigt, muß damit rechnen, daß ihm widersprochen wird, wer Anstöße zum Denken und Bedenken gibt, muß es ertragen, wenn er als anstößig hingestellt wird. Die Wirkung der Kunst wird dabei eher überschätzt. Sie kann keine Lösungen herbeiführen, die im politischen Raum fehlen.

Babette im Lied von Père Joseph (Brecht's Tage der Commune):

»Mutter, mach was extra Exquisites!
Für 'nen armen Hund ist nichts zu schad.

Mutter, laß Dir Zeit, spar nicht mit Geschicklichkeit!

Mach was extra... halt, der Schnittlauch für'n Salat.«

»Papa« fügt hinzu: »Man lebt für das Extra. Es muß her, und wenn man Kanonen dafür benötigt.«

Vielleicht können die Kanonen aus dem Spiel bleiben: Jedenfalls, das Extra muß her.

Friedrich Engels, MEW 32, 509

ronald m. schernikau

politik mögen

wenn ich zu allen nett sein wollte, mit denen ich nicht schlafte, hätte ich viel zu tun. also bin ich zu denen nett, mit denen ich schlafte. das ist politik.

politik ist, wenn ich versuche zu planen, was mich betrifft. nun lebe ich in einer gegend, wo dies nicht nur nicht üblich ist, sondern auch unmöglich scheint. politik ist was für kleinkinder, die lernen sollen, wenig auf die finger zu kriegen. in sandkästen wird demokratie probiert, an entscheidenderen stellen gibt es das, was am jeweils anderen ort diktatur heißt.

machen wir uns nichts vor: staatspolitik ist militäropolitik, kulturpolitik ist wirtschaftspolitik, bürgerinitiativen sind pipifax. politik ist das, was mein leben restlos bestimmt und mit dem ich nichts zu tun haben will.

ich interessiere mich nicht für politik.

politik ist so einfach. durch eine einfache revolution kann die freundlichkeit erreicht werden. mit der einfachen beendigung der kriege hören die menschen auf, einander zu bekämpfen. eine einfache enteignung befreit uns vom dummseinmüssen.

politik ist so einfach. wer chile nicht will, muß afghanistan wollen. ich kann da nur die schultern zucken. ich will chile nicht, also. die leute, die sich über die welt aufregen als sei es ihre, wissen wohl nicht, mit wem sie es zu tun haben. die welt ist nicht irgendjemand. die welt können wir nicht ändern. was wir können, ist politik machen.

politik machen ist grauenhaft weil grauenhaft einfach. die lehrer, die ihr leben darauf verwenden, kleinen kindern abc zu sagen, haben eine macke. kommunisten kriegen sie auch.

ausgeschlossen von jeder beteiligung an den normalen verrichtungen, werden die kommunisten klein, mickrig, verbohrt und klug. ausgestattet mit dem wirksamsten wissen über die welt, sagt die welt darauf leider nur: pah!

und wer es mit einer welt zu tun hat, die sich um die einfachsten grundlagen ihrer selbst nicht kümmert, der kümmert sich dann bald nur noch um sie. nur noch geht es dem kommunisten um diese arbeiterklasse und die zeitung und betriebsgruppen. nur noch geht es dem kommunisten um den kommunismus. er könnte diese kinder, die ihren mund nicht aufkriegen zum ersten a, prügeln. leider käme dann der direktor, und wir wissen: zu recht.

ich bilde mir ein, mindestens bei f zu sein, vielleicht sogar bei g. wann ich h sagen werde, wann i? wenn alle das abc können. ich möchte, daß alle abc sagen können. ich habe keinerlei lust, die kinderchen dazu zu bringen.

es gibt so leute, die über rituale lachen können oder sich aufregen. ich rege mich über die zeitung nicht auf. ich rege mich nicht über titel auf oder über die präsentation von neuigkeiten oder diese lügen. ich höre bloß weg.

es gibt so leute, die erheben ihre stimme bei manchen namen. ich spreche diese namen nicht aus. kaum daß ich mir den namen des amerikanischen präsidenten merke, geschweige den vornamen. der typ wird wohl den einen oder andern krieg machen; verhindern werde aber ich ihn. wozu mich also um ihn kümmern?

krieg verhindern ist politik. dieforderung friedens schaffen ohne waffen ist blödsinniges gelalle. politik ist, waffen nach el salvador zu schicken. politik ist zu ermöglichen, daß waffen gebaut werden, schnelle gute totmachende waffen. politik ist, nicht in tränen auszubrechen. wenn wir denn nun aber dieses beschließen, geht alles ja erst los. im moment sind wir noch mit nebensachen beschäftigt: klassen, hunger, krieg, nicht in tränen ausbrechen. und solange das so ist, werde ich mich nicht für politik interessieren.

nur machen werd ich sie.

Wolfgang Krohn

Erzwingen Wissenschaft und Technik eine neue Ethik?

Der Titel enthält eine Doppeldeutigkeit. »Erzwingen Wissenschaft und Technik eine neue Ethik?« kann einmal verstanden werden als die Frage danach, ob Wissenschaft und Technik von sich aus *zwangsläufig* eine neue Ethik hervorbringen, die die betroffene Gesellschaft gleichsam schicksalhaft zu übernehmen hat; zum anderen als die Frage danach, ob wir eine neue Ethik *nötig* haben, um mit Wissenschaft und Technik umgehen zu können. Ich werde hier stärker auf die erste Fragestellung eingehen.

In ethischen Diskussionen geht man mit Normen und Werten um. Relevante Begriffe sind etwa die der Persönlichkeit und des selbstständig handelnden Menschen, Prinzipien wie Freiheit der Entscheidung, Gerechtigkeit und soziale Verantwortung. Die Ethik versucht entweder, die Geltung solcher Kategorien zu begründen (normative Ethik) oder ihren Sinn, ihre Verwendungsweisen bloßzulegen (Metaethik). In beiden Fällen wird in der Regel davon ausgegangen, daß die Begriffe der Ethik einer naturwissenschaftlichen Analyse nicht zugänglich sind, weil es sich eben um Werte und nicht um Tatsachen handelt. Auch Wissenschaftler haben häufig eingestanden, daß dieser Raum der Ethik außerhalb ihrer Kompetenz liegt, weil die wissenschaftlichen Forschungsmethoden sich auf ihn nicht erstrecken können. Hier sollen nun aber Wissenschaften betrachtet werden, in denen der gegenteilige Standpunkt bezogen wird. In ihnen wird argumentiert, daß Werte und Normen einen empirischen Gehalt haben, der wissenschaftlich überprüfbar ist. Und diese Überprüfung sollte mit dem Ziel vorgenommen werden, Werte und Normen objektiv und allgemeingültig zu rekonstruieren.

I

Die Ideen über die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Ethik kann man wohl zurückdatieren auf die Entstehung des *Darwinismus*, dessen hier wichtiges Kernstück die Erkenntnis ist, daß der Mensch mit all den anderen Tieren gemeinsame Vorfahren hat und im Prinzip alle Eigenschaften und Fähigkeiten des Menschen sich aus dem evolutionären Selbstlauf der Natur

ergeben haben müssen. Mit diesem Prinzip war die Sonderstellung des Menschen, die ihm nach der kopernikanischen Revolution als Subjektivität noch verblieben war, grundsätzlich infrage gestellt. Es war nicht mehr möglich, so klare Grenzen zu ziehen, wie sie von Philosophen in der Tradition von Descartes und Kant dargestellt wurden. In diesen Philosophien war das Reich der Objektivität, die Welt der ausgedehnten Dinge, von der der intelligiblen Dinge scharf getrennt.

Auf der Jahresversammlung der Britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften wurde in der Universitätsstadt Oxford am 30. Juni 1860 der Konflikt über die Stellung des Menschen im neuen, darwinistischen Weltbild öffentlich diskutiert. Hier trafen der beredte anglikanische Bischof Wilberforce und der bedeutendste Anhänger Darwins, Thomas Henry Huxley aufeinander. Der Bischof schürte die feindliche Stimmung der ohnehin konservativen Umgebung, um dann Huxley die Frage zu stellen, »ob er seitens seines Großvaters oder seiner Großmutter von den Affen abstamme?« Huxley flüsterte seinem Nachbarn zu: »Jetzt hat der Herrgott ihn in meine Hände gespielt«. Er meinte damit, daß der Bischof seine Angriffe überzogen hatte. Huxleys Erwiderung lautete: »Einer solchen Herkunft würde ich mich nicht schämen. Aber als eine Schande würde ich es empfinden, von jemandem abzustammen, der die Gaben der Kultur und der Beredtsamkeit in den Diensten des Vorurteils und der Falschheit prostituiert.«¹

Eine weitere Anekdote wird erzählt: Der Bischof von Worcester berichtet seiner Frau, aus Oxford zurückgekehrt, von der neuen »Affentheorie«. Sie soll geantwortet haben: »Von den Affen! Wie entsetzlich! Wollen wir hoffen, daß es nicht stimmt; wenn es aber so ist, dann wollen wir beten, daß es nicht allgemein bekannt wird.«²

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden zahlreiche Programme für eine neue, auf wissenschaftlicher Basis begründete *evolutionäre Ethik* formuliert. In direktem Anschluß an den Darwinismus wurden die Ideen des *Sozialdarwinismus* verbreitet. Sie besagen, daß auch die menschliche Gesellschaft der natürlichen Zuchtwahl durch das Überleben der Überlebensfähigeren unterworfen ist, und daß dieser Tatbestand zur Richtschnur des sozialen Handelns gemacht werden sollte, um die Chancen des eigenen Volkes im Konkurrenzkampf der Völker zu erhöhen. Ein wichtiges Instrument dafür lieferte die *Eugenik*, als sozialtechnisches Zuchtprogramm zur Verbesserung des Genpools der Gesellschaft, zumindest zur Vermeidung seiner Verschlechterung. Der erwähnte Thomas Huxley war, obwohl engagierter Anhänger Darwins, kein radikaler Sozialdarwinist. Nach seiner Auffassung bestand die menschliche Kultur gerade darin, sich gegen das Selektionsprinzip der Natur zu wenden. Deswegen kann man an ihm besonders gut aufweisen, in welchem Ausmaß die zeitgenössischen wissenschaftlichen Auffassungen Wertvorstellungen prägten. In einem sehr humanistisch gemeinten Aufsatz über »schwarze und weiße Emanzipation« schreibt er: »Es mag ganz richtig sein, daß manche Neger besser sind als manche Weisse, aber kein verständiger Mann, der die Tatsachen kennt, glaubt, daß der Durchschnitts-Neger auf gleicher Stufe mit dem Durchschnitts-Weißen oder gar auf einer höheren stehe; und wenn dies wahr ist, so ist es einfach unglaublich, daß, wenn alle die dem Neger entgegenstehen-

den Hindernisse beseitigt sind und unser prognather Verwandter freies Feld, aber weder Begünstigung noch Unterdrückung findet, hier im Stande sein werde, mit seinem gehirnreicher und kiefernschwächeren Mitbewerber erfolgreich zu konkurrieren in einem Wettstreit, der durch Denken und nicht durch Beißen ausgekämpft werden muß. Die höchsten Plätze in der Hierarchie der Zivilisation werden sicherlich nicht im Bereich unserer dunklen Vetter liegen, wenn es auch durchaus nicht notwendig ist, daß sie auf die niedrigsten beschränkt bleiben sollen.³

Dies ist ein schönes Beispiel dafür, wie durch eine Theorie implizite Wertungen in sogenannte Tatsachenfeststellungen eindringen. Da dies unvermeidlich ist, können Humanwissenschaften in einem strikten Sinne überhaupt nicht wertfrei sein.

Während an Huxley die Beobachtung zu machen ist, wie wissenschaftliche Theorien Wertvorstellungen preformieren, noch bevor sie zu ethischen Richtlinien verarbeitet werden, können wir an seinem deutschen Herausgeber Alexander Tille verfolgen, welchen extremen Gehalt eine Ethik annehmen kann, die bewußt aus diesen Theorien abgeleitet wird. In einem Vorwort zu einer Sammlung von Essays Huxleys schreibt Tille über Darwin: »Den großen Biologen haben seine demokratisch-humanen Ideale darin verhindert, die unmittelbare Folgerung für die moderne Ethik aus seinem Gesetz der Auslese zu ziehen.« An die Stelle dieser Ideale hat der »deutsche Gattungutilitarismus« zu treten, den Tille in dem folgenden Gedicht ausgedrückt findet:

Die Pflanze kämpft. Sie will die ganze Erde
Erobernd überziehen mit ihren Kindern;
Und jedes wills, und jede hilft verhindern,
Das alles Land zur öden Haide werde.

Der Hirsch beweist im tödlichen Gefecht,
Daß er der stärkste sei; dann darf er werben.

Des Schwächlings Bildung soll sich nicht vererben,
Und schöne Stärke ist nur Daseinsrecht.⁴

Dies wäre wohl für immer weltanschaulicher Kitsch geblieben, hätte es nicht die nationalsozialistische Realität als direkten Abkömmling dieses Denkens gegeben.

II

Nicht dem biologistischen Programm des Evolutionismus zuzurechnen ist der *Behaviorismus*, auf den jetzt das Augenmerk gerichtet werden soll. Sein Hintergrund ist demokratisch-pädagogisch, der Hintergrund des Sozialdarwinismus ist aristokratisch. Das Mutterland des Behaviorismus sind die USA. 1913 begründete der Tierforscher J. B. Watson die Schule mit der Schrift: »*Psychology as the Behaviorist views it*«. Der Behaviorismus wendet sich gegen die Verwendung aller nicht-beobachtbaren Eigenschaften (Qualitäten des Bewußtseins und der Selbstinterpretation). Uns interessiert

hier, daß mit dieser Schule ein wissenschaftlich-technisches Programm für eine neue Ethik entstand, das nicht mehr nur weltanschauliche Rhetorik sondern die erfolgskontrollierte Steuerung des individuellen Verhaltens umfaßte. Zwar können wir über die wissenschaftliche Richtigkeit des Behaviorismus hier nicht verhandeln; fraglos aber ist dessen praktischer Einfluß auf die individuelle Therapie, auf die pädagogischen Programme und Schulbauten bis hin zu sozialutopischen Versuchen. Für Watson, ebenso wie für seinen bedeutendsten Nachfolger, F. B. Skinner, war der Kampf gegen nicht-beobachtbare Qualitäten des Menschen und seine werterelevanten Selbstinterpretationen nicht nur methodisch-theoretisch motiviert, sondern ethisch-politisch. Die Erziehung der Menschen zu einer neuen wissenschaftlich kontrollierten Lebensweise auf der Basis wissenschaftlich konstituierter Werte war das Ziel. Dies ist es, was Watson vorschwebte: »Gebt mir ein Dutzend gesunder, wohlgebildeter Kinder und meine eigene Umwelt, in der ich sie erziehe, und ich garantiere, daß ich jedes nach dem Zufall auswähle und es zu einem Spezialisten in irgendeinem Beruf erziehe, zum Arzt, Richter, Künstler, Kaufmann oder zum Bettler und Dieb, ohne Rücksicht auf seine Begabungen, Neigungen, Fähigkeiten, Anlagen und die Herkunft seiner Vorfahren.«⁵

Watson räumte zwar ein, daß es »gegenwärtig noch außerhalb unserer Möglichkeiten« liege, »zu wissen, wie man das Verhalten der Menschen nach experimentell begründeten Richtlinien lenken sollte,« aber er baut auf eine »experimentelle Ethik« der zukünftigen Forschung.⁶ Da der wichtigste Funktionsmechanismus des Behaviorismus der bedingte Reflex ist, also die Anpassung des Organismus an Reizumwelten, kann das Ergebnis einer umfassenden gesellschaftlichen Praxis nur der allgemeine Konformismus sein, und eben diesen gibt Watson als das Ideal seiner Wissenschaft aus: »Der Behaviorist ... würde gern seine Leute von Geburt an so ausbilden, daß ihre Sprache und ihr Verhalten überall gleich offen in Erscheinung treten könnten, ohne mit den Gruppennormen in Konflikt zu geraten.«⁷

Watson und Skinner waren sich bewußt, daß nicht viele Menschen freiwillig bereit wären, sich einem solchen Programm zu unterwerfen. Aber ihr Beharren auf wissenschaftsfremden Wertvorstellungen wurde von den Forschern als Verhaftung an irrationale Traditionen interpretiert, die eben gerade dadurch verständlich wird, daß die Menschen in diese hineinkonditioniert worden waren. In Skinners Buch »Jenseits von Freiheit und Würde« kommt es zu einem fiktiven Dialog mit dem Dichter Fjodor Dostojewski, der weit vor dem Entstehen des Behaviorismus vor der Verwissenschaftlichung und Kontrolle des menschlichen Daseins gewarnt hat. Wie wird ein Mensch reagieren, so ist die Frage Dostojewskis, dem der Wissenschaftler vorhält, daß seine Verhaltensweisen vollständig erklärbar und vorhersagbar seien? Dies ist seine Antwort: »Aus lauter Undankbarkeit wird er Dich hintergehen, nur um zu beweisen, daß die Menschen immer noch Menschen sind und keine Klaviertasten. Selbst wenn Du beweisen könntest, daß der Mensch nur die Taste eines Klaviers ist, dann würde er aus lauter Gemeinheit etwas unternehmen — er würde Zerstörung und Chaos anrichten, nur um auf seinem Standpunkt zu beharren. Und wenn das alles ebenfalls analysiert und durch Vorhersagen verhindert werden könnte, dann würde dieser Mensch willentlich verrückt werden, um seinen Standpunkt zu beweisen.«

Skinners Reaktion auf diese literarische Beschreibung des gegen die totale Kontrolle revoltierenden Menschen ist bewußt trocken: »Dies ist eine ganz verständliche neurotische Reaktion auf ein schlecht gesteuertes Kontrollprogramm.«⁸

III

Ich wende mich nun einem Zweig der Humanwissenschaften zu, der den experimentellen Zugriff auf den Menschen ein ganzes Stück weitergetrieben hat: *die Hirnphysiologie*. Der Autor, an dem ich mich orientieren werde, ist der berühmte spanisch-amerikanische Forscher José Delgado. Ende der 60er Jahre hat Delgado in Spanien Stierkämpfe bestanden, mit nichts ausgerüstet als einem Radio-Funkgerät. Dem Stier waren einige Elektroden in das Gehirn eingepflanzt. Delgado konnte Wut, Angst, Angriff und Flucht des Stieres in der Arena von seinem Steuergerät aus regulieren. Diese Demonstration der technischen Leistungsfähigkeit der Hirnforschung könnte leicht ergänzt werden durch ihren pharmazeutischen Zweig. Delgado hat als wissenschaftlich-ethische Zusammenfassung seiner Ansichten 1969 ein Buch mit dem Titel geschrieben »*The physical Control of the Brain. Toward psycho-civilist Society*«. Zunächst ist auffällig, daß Delgado im Unterschied zum Behaviorismus kein Interesse hat, mentalistische, d. h. sich auf Bewußtseinsakte beziehende Sprechweisen auszumerzen. Im Gegenteil: nachdem durch die Hirnchirurgie der Eingriff in die »Blackbox« der Verhaltenswissenschaften möglich geworden ist, wird gerade die mentale Komplexität des zwischen sensorischem Input und Verhaltensoutput vermittelnden Organs interessant.⁹ Dies ist das ethisch-politische Problem, dem Delgado sich verpflichtet fühlt: »Uns fehlt es immer noch an einer angemessenen Selbsterkenntnis und Kontrolle, und die Naturgeschichte lehrt, daß, wenn unterentwickelte Gehirne Verantwortung über sehr viel Macht haben, dann ist das Ergebnis die Auslöschung. Methoden für die Umerziehung und die Steuerung sozialer Antagonismen und erwünschter emotionaler Verhaltensmuster des Menschen werden dringend gebraucht. Diese Prozesse... sind auch von intracerebralen Mechanismen abhängig, die besser bekannt sein müßten.«

»Die These dieses Buches ist, daß wir jetzt über die notwendige Technologie verfügen für die experimentelle Erforschung mentaler Aktivitäten und daß wir einen kritischen Punkt in der Evolution des Menschen erreicht haben, an dem der Geist dazu benutzt werden kann, seine eigene Struktur, Funktion und Zweck zu beeinflussen und damit sowohl die Bewahrung als auch den Fortschritt der Zivilisation.«

Die Geschichtsphilosophie Delgados ist: »Bisher hat der Mensch mit großem Erfolg seine Umwelt zu beherrschen gelernt, sich selbst aber als Teil der Natur weitgehend aus dem Spiel gehalten. Die Asymmetrie zwischen Beherrschung der Technik und den moralischen und sozialen Fähigkeiten, die Gesellschaft dieser Technik anzupassen, ist so erheblich geworden, daß die Gefahr einer Vernichtung weitere Erfolge aufwiegt. Die einzige Lösung ist: das menschliche Gehirn ebenfalls dem technischen Fortschritt zugänglich zu machen, so daß seine neolithischen Verhaltensmuster in die eines zivilisierten Menschen überführt werden können.«

Ich gehe zum nächsten Beispiel über, dem der *Gentechnologie*. Dieses Beispiel bestimmt die gegenwärtige Diskussion in der Öffentlichkeit weit mehr als die beiden vorher behandelten, obwohl es eine lange ideologische Traditionsgeschichte hat, die in die Eugenik zurückreicht. Während in der Hirnphysiologie der menschliche Geist noch in seinem biologischen Aufbau als gegeben genommen wird und nur technisch modifiziert wird, setzt die Gentechnologie eine Stufe tiefer an und behandelt die Aufbauelemente dieses und anderer Organe des Menschen. Das Gebiet ist derzeit noch hoch spekulativ. Von einer genetischen Manipulation des Menschen kann noch nicht die Rede sein. Aber die ersten Ansätze sind gemacht und die Perspektiven der Forschung sind ausgezogen. Ihr Fluchtpunkt ist die Entwicklung eines biologischen Ingenieurwesens. Leon Kass hat eine Liste zusammengestellt, die die nach dem heutigen Stand der Wissenschaft möglichen Zukunftsentwicklungen enthält. »1) Die Replikation von Individuen, die sich durch großen Genius oder große Schönheit auszeichnen, um die Gattung zu verbessern oder das Leben angenehmer zu gestalten. 2) Die Replikation der Gesunden, um genetische Krankheitsrisiken zu vermeiden, die in dem Lotteriespiel der sexuellen Fortpflanzungen bestehen. 3) Die Erzeugung großer Gruppen von genetisch identischen Menschen für wissenschaftliche Studien über die relative Bedeutung von Natur und Erziehung für verschiedene Aspekte menschlichen Verhaltens. 4) Erzeugung eines Kindes für unfruchtbare Elternpaare. 5) Erzeugung eines Kindes mit einem Genotyp nach freier Wahl — aus dem Bestand einer Berühmtheit, eines ehemaligen Liebhabers, des eigenen Ehepartners oder von einem selbst. 6) Geschlechtskontrolle künftiger Kinder; das Geschlecht eines geklonten Abkömmlings ist identisch mit dem des Erwachsenen, dessen Zellkern genommen wurde. 7) Der Zeugung einer Gruppe identischer Personen für spezielle Berufszweige in Krieg und Frieden (Spionage nicht ausgeschlossen). 8) Die Erzeugung embryonischer Replicas von Personen, die eingefroren werden können als Organbank für die Transplantation für ihre genetisch identischen Zwillinge. 9) Um die Russen und Chinesen zu schlagen, und einen Rückstand im Klonen zu vermeiden.«¹⁰

Diese bewußt ins Negative ausgezogene Liste könnte sicherlich abgemildert werden dadurch, daß man das heute Machbare von dem Utopischen genauer trennt. Entscheidend aber ist, daß durch die technischen Möglichkeiten alte Wertvorstellungen infrage gestellt werden — in der Liste z. B. die der Einmaligkeit der Person — und durch rational erscheinende Optionen ersetzt werden. Joshua Lederberg, ein bedeutender Genbiologe, betont die »revolutionäre Bedeutung der (molekularbiologischen) Entwicklungen für den weiteren Weg der menschlichen Evolution. Indem sie das blinde Schicksal durch menschliche Vernunft ersetzen, bringen sie eine ungeheure Last der Verantwortung zur Auszeichnung, Bestimmung menschlicher Ziele mit sich.« Und da man die Entwicklung nicht stoppen kann, kann man nicht anders als die Verantwortung übernehmen. Diese läuft dar-auf hinaus, ein konstruktives Bild von der »Verbesserung oder Vervollkommenung des Lebens und des Menschen« zu gewinnen, ein Programm,

für das Lederberg den Ausdruck »Orthobiose« vorgeschlagen hat.¹¹ Lederberg ist, wie viele seiner Zeitgenossen aus der Biologie weniger sicher, wenn nicht ausgesprochen skeptisch, hinsichtlich der Möglichkeit, aus den wissenschaftlichen Erkenntnissen selbst neue Wertvorstellungen abzuleiten. Dies unterscheidet ihn von den klassischen Programmen der Eugenik und des Sozialdarwinismus. Da aber technische Optionen (wie wir aus der Aufrüstung und aus dem Bereich der Energieversorgung wissen) in der gesellschaftlichen Praxis die Handlungsspielräume häufig stärker einschränken als erweitern, ist der scheinbare unideologische Appell an die Öffentlichkeit an dieser Stelle nur ein Umweg zu demselben alten szientistischen Ziel: die Ethik den wissenschaftlichen Fortschritten anzupassen.

Das letzte Beispiel, dem wir uns zuwenden wollen, ist noch stärker auf die Zukunft ausgerichtet als die Gentechnologie: die *Soziobiologie*. Die Auseinandersetzungen über diesen Ansatz sind ähnlich weltanschaulich wie die im 19. Jhrt. Ihr Hauptvertreter ist der Biologe Edward O. Wilson. In der Soziobiologie wird die Genetik nicht unter technischen Gesichtspunkten betrachtet, sondern unter gattungsgeschichtlichen. Genauer: die Gattungsgeschichte wird eingeordnet in evolutionäre Entwürfe anderer soziallebender Lebewesen, die mehrere hundert klassifikatorisch gut unterscheidbare Sozialstrukturen hervorgebracht haben. Man könnte sagen: Geschichte wird auf Evolution reduziert. Wenn wir davon ausgehen, daß viele unserer ethischen Vorstellungen als historische Werte angesehen werden, die im Zusammenhang mit bestimmten Gesellschaftsstrukturen und Religionssystemen entstanden sind, dann wird durch die Soziobiologie der Anspruch erhoben, die genetischen Grundlagen dieser Wertvorstellungen darzustellen. Dieser Anspruch allein wäre unproblematisch: im weitesten Sinne hat alles und jedes eine genetische Grundlage. Wilson will aber nicht nur allgemeine genetische *Bedingungen* analysieren, sondern die durch diese Bedingungen als für die menschliche Gesellschaft *angemessenen* Werte und Ziele herausfinden. Zusätzlich zu den bisher besprochenen Individualwerten kommen dabei besonders die Sozialwerte ins Spiel: es handelt sich darum, die genetischen Wurzeln der Ethik selbst freizulegen. Damit wird von der Soziobiologie der Gegensatz von Wissenschaft und Ethik, von Verpflichtung und Erkenntnis, auf eine noch radikalere Weise zu lösen versucht, als in allen bisher besprochenen Ansätzen: Der Mensch als ethisches Wesen und die Gesellschaft als normativ-strukturiertes Gebilde werden selbst zu einem Analysefeld der Naturwissenschaften. »Wenn diese Erkenntnis richtig ist, wird die Wissenschaft vielleicht bald in der Lage sein, dem eigentlichen Ursprung und der Bedeutung der menschlichen Wertvorstellungen auf die Spur zu kommen, aus denen sämtliche ethische Urteile und ein Großteil der politischen Praxis fließen.«¹²

Dieser Anspruch hat Konsequenzen, die in ihrer Radikalität und Humanität gleichermaßen bemerkenswert sind. Ich möchte sie am Fall religiöser Werte, denen Wilson sich am Ende seines Buches zuwendet, diskutieren: Wilson ist im Gegensatz zu seinen kämpferischen Vorgängern aus dem letzten Jahrhundert überzeugt, daß ein wissenschaftlicher Kampf gegen die

Religion und für wissenschaftliche Rationalität absurd ist. Denn die Tiefestruktur religiösen Glaubens, die die Inhalte der Religionen prägt, ist genetischer Natur und kann soziobiologisch erklärt werden. Daher müssen nach Wilson auch die Versuche seiner Vorgänger, die religiösen Gefühle mit neuen rationalistischen Inhalten zu füllen, als wissenschaftlich naiv zurückgewiesen werden. Gegen sie schreibt er: »Ich schlage eine Modifikation des wissenschaftlichen Humanismus dadurch vor, daß wir anerkennen, daß die geistigen Prozesse des religiösen Glaubens — die Weihe der persönlichen und der Gruppenidentität, die Anbindung an charismatische Führer, die Mythenbildung, u. a. — programmierte Prädispositionen repräsentieren, deren selbständige Elemente in den neuralen Apparat des Gehirns durch tausende von Generationen der genetischen Evolution inkorporiert worden sind. Das ist der Grund, warum sie so machtvoll und unauslöschlich sind und warum das gesellschaftliche Dasein des Menschen sich um sie dreht.«¹³

Es zeigt sich dann aber, daß Wilsons szientistische Ansprüche auf die Ersetzung der klassischen Religionen durch wissenschaftliche Erkenntnis nur umso weitreichender sind: die Wissenschaft sollte die Religion unter diesen Aspekten analysieren: »Als ein äußerst komplexes und interessantes wissenschaftliches Rätsel und als eine Quelle von Energien, die sich in andere Richtungen lenken lassen, wenn erst der wissenschaftliche Materialismus als die überlegene Mythologie anerkannt ist.«¹⁴

Die Soziobiologie setzt wenigstens in ihren Ansprüchen einen neuen Höhepunkt in den Auseinandersetzungen zwischen Wissenschaft und Ethik. Sie beansprucht nicht mehr nur die Rekonstruktionen klassischer Werte und Ideale durch neue, die der Wissenschaft angemessen sind und sie unterstützen. Diese an sich ja unentscheidbare Kontroverse zwischen Anhängern und Gegnern eines von Wissenschaft und Technik getragenen Fortschritts wird noch einmal unterlaufen durch den Versuch, gleichsam wertfrei diejenigen Werte herauszustellen, denen wir genetisch verpflichtet sind, völlig gleichgültig, ob diese Werte rational oder irrational, wissenschaftsfreundlich oder wissenschaftsfeindlich sind. Die Anerkennung dieses empirischen Bestands der Grundmuster unserer Werte muß sozusagen von beiden Parteien geleistet werden, wenn sie nicht an Tatsachen vorbeiblicken wollen. Erst dann beginnt der Kampf zwischen verschiedenen Ausprägungen dieser Wertewelten als ein Kampf zwischen verschiedenen Mythologien; und hier, so gesteht Wilson unumwunden zu, ist die wissenschaftliche Mythologie eine, die mit nichtwissenschaftlichen konkurriert.

Ich habe das Material ausgebretet, um zu belegen, daß und wie Wissenschaft und Technik eine neue Ethik erzwingen. Wir stehen in einem langdauernden, von ganz unterschiedlichen Disziplinen getragenen Prozeß der Umstrukturierung unserer Wertvorstellungen, Präferenzen und Verpflichtungen. Als wissenschaftliche Laien wenden wir diesem Prozeß nur gelegentlich bei eklatanten, »pressefähigen« Vorfällen Aufmerksamkeit zu und sind dann geneigt, diese Fälle als Entgleisungen, Überschreitungen, sogar kriminelle Delikte einzuordnen. Solche Fälle sind aber nur die Schaumkronen der Wellen, die langgezogen und stetig, gleichsam im historischen Rhythmus von Vergangenheit und Zukunft dem Auge des zeitgenössischen Beobachters entgehen.

VI

Brauchen wir eine neue Ethik, um mit den szientistischen Ansprüchen der Wissenschaft fertig zu werden? Ich beginne mit einigen Einschränkungen gegenüber der geschilderten Entwicklung: Ich habe weder über die begriffliche Konsistenz, noch über den historischen Erfolg der dargestellten Ansätze diskutiert. Stattdessen habe ich die Kontinuität der Programme in den Vordergrund gestellt. In Wirklichkeit war nichts unumstritten. Sowohl die intellektuellen Gegnerschaften in den Wissenschaften, als auch die politischen in der Öffentlichkeit haben verhindert, daß irgendeiner der erwähnten Ansprüche voll zum Zuge gekommen ist. Ausnahmen bilden nur die Gesellschaften, in denen gerade diese Öffentlichkeit oder die wissenschaftlichen Kontroversen so eingeschränkt waren, daß eine Gleichschaltung politischer und wissenschaftlicher Auffassungen möglich wurde. Wie die Welt aussähe, wenn die ethischen und intellektuellen Limitationen nicht nur außer Kraft gesetzt wären, sondern verschwinden würden, ist kaum auszumalen. Man braucht die (ethische) Flinte nicht ins Korn zu schmeißen und sich aus Hoffnungslosigkeit in die Gefolgschaft der Wissenschaft zu begeben. Allerdings hat es, auch das läßt sich aus der Geschichte entnehmen, wenig Erfolgsaussichten, dogmatisch ethische Prinzipien und Wertvorstellungen herauszustellen, die der Wissenschaft unzugänglich wären und als keinem Wandel unterworfen Geltung haben sollten. Der ethische Dogmatismus ist ja nur das Gegenstück zum Szentismus, dabei aber im Zeitalter der Wissenschaft immer zum Verlieren verurteilt.¹⁵

Wenn es also — zum Glück oder Unglück, unmöglich geworden ist, ethische Prinzipien und Werte allgemeinverbindlich abzusichern und vor dem Zugriff der Wissenschaften zu schützen, was ist dann als ethische Forderung aufrecht zu erhalten? Ich möchte hier im wesentlichen einen Punkt diskutieren, der mir von zentraler, wenn auch nicht ausschließlicher Wichtigkeit zu sein scheint: die Forderung nach einer öffentlichen und institutionellen Form der Ethik.

Ethische Probleme der dargestellten Art erschließen sich nur, wenn Informationen über mögliche Entwicklungen in Wissenschaft und Technik zugänglich sind. Zu ihrer Einschätzung gehört darüberhinaus deren Verknüpfung mit der Vergangenheit. Insgesamt haben diese Probleme wenig mit unserem Alltag und unseren Alltagsentscheidungen zu tun. Ja, häufig haben sie noch nicht einmal mit politischen Entscheidungen zu tun, sondern sind in komplexe Zukunftsperspektiven eingeordnet. Demgegenüber ist unsere Ethik, insbesondere natürlich auch der Ethik-Unterricht in den Schulen, geprägt von den Problemen einer Erlebnis-und-Nahraum-Ethik, die starke emotionale Komponenten hat und auf individuelle Gesinnung und Verantwortung abstellt. Weder der Inhalt einer solchen Ethik noch ihre institutionellen Orte (Familie, Schule, Beruf) sind tauglich zur Bewältigung von weit in die Zukunft hineinreichenden, von wissenschaftlichen Informationen und Extrapolationen abhängigen und die eigene Gefühls- und Erfahrungswelt nur indirekt berührenden ethischen Problemen. Hinzukommt, daß in der modernen funktional differenzierten Gesellschaft der Ort der ethischen Verantwortlichkeit für die dargestellten Probleme nicht

in den Institutionen und Sozialstrukturen der Wissenschaft, aber auch nirgendwo anders existiert. Es gibt diese Verantwortlichkeit schlicht nicht. Ich möchte für diesen Tatbestand den Begriff der *Taylorisierung* der Moral bilden. Damit soll gesagt sein, daß entlang der funktionellen Differenzierung der Gesellschaft es zu einer Aufteilung von Verantwortlichkeit in Segmente gekommen ist, deren Ergebnis allerdings eine kollektive Unverantwortlichkeit ist. Eine einschlägige Illustration bietet der Abwurf der Atombombe in Hiroshima. Die Grundlagentheoretiker der Atomforschung trifft an dem Abwurf sicherlich keine Schuld. Auch Hahn mit seinem fast idyllisch zu nennenden kleinen Schreibtisch, der heute im Deutschen Museum zu bewundern ist, hat mit dem experimentellen Gelingen einer Kernspaltung den geschützten Raum der freien wissenschaftlichen Hypothese und experimentellen Kontrolle nicht verlassen. Die Entscheidung Einsteins und anderer, die amerikanische Regierung zum Bau einer Atombombe zu bewegen, war getragen von der Furcht, die Nazis könnten die Bombe besitzen. Die Entscheidung, sie zu konstruieren, ermöglichte gewisse strategische Optionen, schließt aber die Verantwortung für den tatsächlichen Abwurf nicht ein. Dasselbe gilt für die strategischen Pläne, die nun von einigen Militärs gemacht werden müssen, einfach weil die Bombe existiert. Sie sind Abhängige eines inzwischen entwickelten Produkts. Dies trifft erst recht zu für den General, der nach Maßgabe solcher Pläne über den Einsatz entscheidet. Und gar nicht mehr verantwortlich sind schließlich die Piloten, deren Knopfdruck nur noch ein Handlungsvollzug im Rahmen einer Dienstpflicht ist, deren Verweigerung normalerweise zu nichts weiterem führt, als daß der nächste dasselbe tut. Diese Aufsplitterung der Handlung in zweckrationale Teilschritte ist es, die ich die Taylorisierung der Moral nenne. Hinter und vor jedem Handlungsschritt liegen weitere Schritte, auf die man als die eigentlich verantwortlichen Handlungen verweisen kann. Die Idee der verantwortlichen Zurechnung wird ad absurdum geführt. Dabei ist das Beispiel der Atombombe nur in besonderer Weise dramatisch. Ansonsten ist es charakteristisch für sämtliche hier diskutierten und anderen forschungs- und fortschrittsabhängigen Entwicklungen. In der klassischen Nahraumethik jedenfalls sind Handlung und Verantwortung nach wie vor viel enger aufeinander bezogen, gleichgültig ob wir an individuelle oder politische Werte denken. Es kommt übrigens nicht darauf an, hier den prinzipiellen Unterschied zwischen der taylorisierten historisch-gesellschaftlichen und der nicht-taylorisierten Ethik der Alltagswelt zu ziehen. Es gibt alle Übergangsformen. Heute gilt eine Firma für unverantwortlich, wenn sie Dünnsäure in die Nordsee abläßt; nur mühsam gelingt es ihr, sich mit ökonomischen oder technischen Zwängen herauszureden. Der Punkt ist vielmehr, daß es für unsere Gesellschaft keine institutionellen Formen gibt, der Ausdifferenzierung der Handlungsketten von der Erzeugung bis zur Anwendung neuen Wissens entgegenzuwirken und daß es kein öffentliches Bewußtsein über die Notwendigkeit solcher Institutionen gibt.

Anmerkungen

1 Zu den Einzelheiten der Episode vergl. Leonhard Huxley: *Life and Letters of Thomas Henry Huxley*. New York, 1901, Vol. I, S. 194ff; sowie William Irvine: *Apes, Angels, Victorians. Darwin, Huxley and Evolution*. New York, Mac Graw-Hill, S. 3ff.

- 2 Entnommen aus: Stephan Chorover: *Die Zurichtung des Menschen*. Frankfurt, Campus, 1982, S. 126.
- 3 Thomas Henry Huxley: *Reden und Aufsätze*. Berlin, Theodor Hofmann, 1879, S. 19f.
- 4 Aus dem Vorwort Alexander Tilles in: Thomas Huxley; *Soziale Essays*. Hg. von A. Tille. Weimar, Emil Felber, 1887.
- 5 John B. Watson: *Behaviorism*. Hg. von Carl F. Graumann. Köln, Kiepenheuer u. Witsch, 1968, S. 123.
- 6 ibid. S. 74 f. u. 294.
- 7 ibid. S. 295 Anm.
- 8 B. F. Skinner: *Beyond Freedom and Dignity*. New York, Knopf 1971, S. 164 ff.
- 9 José Delgado: *Physical Control of the Brain. Toward a psycho-civilized society*. New York, Harper, 1969, Vgl. S. 14.
- 10 Leon R. Kass: *New Beginnings in Life*. In: *The New Genetics and the Future*. Ed. Michael P. Hamilton. Grand Rapids, Erdman's Publ. 1972.
- 11 Joshua Lederberg: *Orthobiosis: The Perfection of Man*. In: Tiselius, A. (Ed.): *The Place of Values in a World of Sex*. Stockholm, Almqvist und Wiksell, 1970, S. 29-58; Zitat S. 29.
- 12 Edward O. Wilson: *On Human Nature*. New York, Bentham, 1979, S. 5.
- 13 ibid. S. 214.
- 14 ibid. S. 183.
- 15 Vergl. hierzu Wolfgang von den Daele, Wolfgang Krohn: *Anmerkungen zur Legitimation der Naturwissenschaften*. In: *Physik, Philosophie und Politik. Festschrift für Carl-Friedrich von Weizsäcker*, Hg. von Klaus M. Meyer-Abich. München, Hanser, 1982, S. 416 ff.

HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden

Rotation:

Den neuen sozialen Bewegungen stellt sich also das Problem, sich selber umzuwälzen und eigene Positionen außerhalb der Lohnabhängigkeit zu errichten. Den Grünen stellt sich die Aufgabe, diesen Prozeß zu fördern und gleichzeitig in der breiten lohnabhängigen Bevölkerung besser Fuß zu fassen als bisher. Dieses Problem hat sich der Arbeiterbewegung so nicht gestellt, oder jedenfalls hat sie sich ihm nicht gestellt. Kommune, 1/85

Arbeiterparteien:

Mondale stütze sich lediglich auf die Arbeiteraristokratie konservativer Gewerkschaften. Wie wenig Autorität diese Führungen bei den US-Arbeitern besitzen, zeigt sich darin, daß 45 Prozent aller Gewerkschaftshaushalte für Reagan stimmten. Marxistische Blätter 1/85

Aufgebot:

Tu was. Mit der SPD

Aufruf des Vorstands, Dezember '84

Die Wände:

Bündnis aller Kräfte links von der CDU-Spitze

UZ, 22.1. '85

Manfred Vosz

Auf beiden Seiten der Front

Eine Reise durch El Salvador / Teil I

8.9.1984

Flug Mexico-City — San Salvador. Ankunft gegen 16 Uhr. Bei der Zollabfertigung vergessen wir einen unserer Koffer. Fahrt mit dem Taxi vierzig Kilometer vom Flughafen zur Hauptstadt San Salvador. Hotel Camino Real. Scheiß teurer Laden, aber wichtig ist das internationale Pressezentrum im zweiten Stock. Alle sind versammelt: Die Engländer, die Franzosen, die Lateinamerikaner und gleich mehrfach die Nordamerikaner, alle.

9.9.84

Erste Gehversuche sonntags. Besuch der Innenstadt. Nach Mexico-City macht die Stadt einen gediegenen Eindruck. Die Leute sind besser angezogen. Das ganz große Elend, die Untergehenden, sind seltener. So scheint es nach dem ersten Hinsehen. Abends mit der Teleferico in einen Vergnügungspark auf einem Berg über der Stadt. Breaktänzer wie in Europa, Spiele, Bier und Karussells. Die Bergbahn ist aus der Schweiz und ein Geschäft. Zehn Colones für rauf und runter und ein paar Karusselfahrten. Der Tagesverdienst eines Straßenarbeiters beträgt 18 Colones, ungefähr 15 DM. Im Hotel ein Folklore-Abend. Die Gäste sitzen unter Palmdächern. Eine Tanzgruppe tanzt im strömenden Regen.

10.9.84

Comitee der Presse bei den Fuerzas Armadas, COPREFA. Colonel Hundertfeuer ist der Presseoffizier. Smart, Typ englischer Dandy mit entsprechendem Schnauz. Zitat: »Fragen Sie mich nicht. Ich bin froh, daß ich nicht so viel weiß. Dann kann ich auch nichts erzählen. Was ich sonst sicher hätte! Sie wissen bald mehr als ich.« Dann gab er uns die Pressekarten der COPREFA. Kleine wichtige Plastikkarten. Man muß sich jeweils bei den einzelnen Militärkommandanten vor Ort melden. Aus Sicherheitsgründen.

11.9.84

Nach einem Besuch im Sekretariat von Monsenor Rivera y Damas, Erzbischof von San Salvador und Nachfolger des von den Todesschwadronen

1980 ermordeten Oscar Arnulfo Romero, erhalten wir die Erlaubnis, das Flüchtlingslager San José de la Montana hinter dem Priesterseminar zu betreten. Mit einem Taxi sind wir hier schon vorbeigefahren. Das Priesterseminar, ein Schulgebäude im Kolonialstil, verdeckt das älteste Flüchtlingslager San Salvador. Es wurde am 6.3.1980 auf Initiative von Erzbischof Romero gegründet. Im Lager leben 1400 Frauen, Kinder und alte Männer. Sie leben von Rationen der katholischen Kirche. Die Flüchtlinge verwalten das Lager selbst. Sie haben einen gemeinsamen Verpflegungsdienst aufgestellt. Es gibt einfache Holz- und Metallwerkstätten. Täglich kommen neue Flüchtlinge. Oberhalb des Lagerplatzes ist der Überwachungsposten der Guardia National. Er beobachtet und fotografiert die Flüchtlinge rund um die Uhr. Die Methode wirkt. Die Menschen sind verunsichert.

12.9.84

Pressekonferenz bei Señor Duarte. Er tritt eine kleine Lateinamerikareise an und wirbelt vorher noch ein bißchen. Duarte hat zwei abgeschnittene Fingerkuppen an der linken Hand. Mit denen trommelt er auf den Tisch, wenn die Journalistenfragen unangenehm werden. Foltermale, auf die er verdeckt hinweist. Wolf im Schafspelz: »Also, ich meine, daß jeder Salvadorenio es verstehen muß, daß ich seit den Tagen der Übernahme der Präsidentschaft nicht alle Probleme dieses Landes habe lösen können. Wir müssen einen historischen Prozeß von mehr als fünfzig Jahren überwinden. Und wir sind mit einer großen Krise konfrontiert. Und meine Regierung und ich werden die subjektiven und objektiven Bedingungen schaffen für den demokratischen Prozeß, damit Mißbräuche und soziale Undisziplin vermieden werden. Die katholische Kirche hat die ersten 100 Tage meiner Regierungszeit analysiert. Man stellt bestimmte Mängel fest. Das ist ganz klar, in so kurzer Zeit, in etwas mehr als drei Monaten, kann man mit dem langen, schlimmen Erbe nicht fertig werden. Erlauben Sie mir zu sagen, daß ich mit der Analyse übereinstimme. Unsere ganzen Kraftanstrengungen werden gefordert. Und in diesem Sinne unternehme ich alle Anstrengungen auf jedem Gebiet. Einschließlich auf dem Gebiet der Untersuchungen und Nachforschungen. Diesbezüglich ist schon eine Kommission gebildet worden, und sie hat schon angefangen zu arbeiten. Und vor dieser Kommission habe ich persönlich das Versprechen abgegeben — und das sage ich auch Ihnen hier — daß am ersten Tag, wenn ich von meiner Reise zurückkomme, daß ich mich persönlich um die Untersuchung im Fall Oscar Arnulfo Romeros kümmern werde. Ich will die ganze Zeit über bei diesem Untersuchungsprozeß dabeisein.«

Eine Wochenzeitung, *The News Gazette*, erscheint in englischer Sprache. Señor Rosenthal heißt der Herausgeber und Organisator. Es ist ein antikommunistisches Kampfblatt. Die Großindustrie finanziert. Voran die Firma Bayer mit halbseitigen Pflanzenschutzanzeigen. Señor Rosenthal kommt übrigens aus Cuba via Florida.

Im Hotel tauchen über zehn seriöse Männer auf. Jeansträger mit leichtem Bauchansatz. Wir können uns noch kein Bild machen. Als Smile-Aufkleber *Jesus liebt dich* Fahrstuhl, Wände und Hotelhalle zieren, halten wir sie für nordamerikanische Evangelisten. CIA-Logistik in protestantischem Missionsgewand.

13.9.84

Rundreise mit dem Auto, auf das wir mit Lassoband vorne, hinten, an den Seiten und obendrauf groß TV geklebt haben. Symbolik: Das Kreuz und das Zeichen für Victory.

Überall Militär, Militärposten und Militärstationen. Vor und hinter jeder Kreuzung, jeder Brücke, jeder Militärkaserne ein Tumulos, eine mit Beton auf die Fahrbahndecke aufgelegte wulstige Erhöhung. Ein Achsenbrecher, wenn man das Warnschild übersehen hat. Man fährt im Schrittempo an den Kontrollposten vorbei. Oberflächlich besehen haben die Fuerzas Armadas das Land unter Kontrolle.

Leider können wir nicht Radio Venceremos hören. Auf unserem Kurzwellenempfänger fehlt das 41 m Band. Das ist aber die Frequenz von Radio Venceremos. Sony, du hast es gewußt!

Ein Taxifahrer erzählt von Streiks und Festnahmen der Streikenden. Der Streik sei aber berechtigt wegen der niedrigen Löhne und der ziemlich schlechten Arbeitsbedingungen. Dann erzählt er von den Todesschwadronen. Sie gehen in die Häuser und verschleppen die Leute. Auch Frauen und Kinder. Er schildert anschaulich mit entsprechenden Handbewegungen die Todesarten. Halsdurchschneiden — sogar mit der Säge — und Augen ausstechen. Das würden sie vorwiegend mit Gewerkschaftern machen, obwohl diese sich ja nur für die Forderungen der Arbeiter einsetzen.

Der verschwundene Koffer ist wieder da. Er lag in einem Zollraum. Es fehlte fast nichts. Das habe ich aber erst im Hotel gemerkt. Meine Schuhe waren nicht mehr drin.

14.9.84

Das Komitee der Mütter der Verschwundenen und Hinterbliebenen Oscar Arnulfo Romero demonstriert. Einhundertfünfzig Frauen, angetan mit schwarzen Kleidern, weißen Kopftüchern, Sonnenbrillen — die Ausstattung schützt etwas vor individueller Verfolgung — manche barfuß, tragen Schilder mit Daten und Fotos verschwundener und ermordeter Männer, Frauen und Jugendlicher. Der Demonstrationszug führt zur US-Botschaft. Sie ist mit einer hohen Mauer gesichert. Die vergitterten Eingänge sind geschlossen. Aus den Schießscharten glotzen die behelmten Sonnenbrillen der Guardia National, die Gewehre im Anschlag. Durch die geschlossenen Rollen blinzeln die Botschaftsangestellten. Eine Frau aus der Botschaft fragt nach unserer Herkunft. Auf meine Gegenfrage, wer das wissen will, kneift sie. Sie sei nur eine kleine Angestellte.

Es ist die 20. öffentliche Demonstration des Mütter-Komitees. Ich habe selten so tapfere Frauen erlebt. Sie reden Klartext: »Nein zur Militärhilfe der US-Regierung an die Regierung Duarte! Nein! Wir wollen Frieden und Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Militärhilfe wollen wir nicht! Der Herr Pickering (US-Botschafter in El Salvador) soll dem Herrn Reagan in Washington bestellen, daß hier ein Komitee salvadorianischer Mütter auf die Straße gegangen ist, um Aufklärung über unsere verschwundenen

Familienangehörigen, über unsere Ermordeten zu fordern. Freiheit für alle politischen Gefangenen! Dieses Mütterkomitee sagt Basta! Es reicht mit den Waffenlieferungen aus Nordamerika. Es ist das Waffenzeug, daß das salvadorianische Volk ausbluten läßt. Mit diesen Waffen bombardiert man die Gebiete, in denen die einfachen Leute wohnen. Es sind die Alten, die sterben, weil sie ihre Häuser nicht verlassen können. Es sind die Kinder und Mütter, die sterben! Anschließend erscheinen die Zeitungen und schreiben, daß die Armee eine Reinigung durchgeführt hat. Aber diese Reinigung ist gegen uns, das salvadorianische Volk, gerichtet.

Herr Pickering! Das Komitee der Mütter bittet um eine Audienz bei Ihnen. Wir wollen Ihnen unsere Probleme erläutern. Wir werden Ihnen die Wahrheit sagen. Wir stellen unseren Antrag mit höchster Dringlichkeit und bitten Sie, für uns Zeit zu haben.« Herr Pickering hatte keine Zeit.

15.9.84

Heute ist der Unabhängigkeitstag. Vor 163 Jahren erklärten die Staaten Zentralamerikas ihre Unabhängigkeit von Spanien. Duarte feiert in San Miguel. Dort wird eine neue Brigade der Fuerzas Armadas eingeweiht. In der Hauptstadt San Salvador paradieren Schüler und Studenten von 163 Schulen am ehemaligen Regierungspalast vorbei. Kurzberockte Mädchen im Marschschritt nordamerikanischer Straßenumzüge und militante Marschgruppen der Jungenschulen. Es ist ein Trauerspiel, oder nennen wir es den Charme des salvadorianischen Mittelstandes. Aber: Ein Kilometer von hier vor dem Rosales-Krankenhaus startet eine echte Unabhängigkeitsdemonstration. Einzelne Personen stehen am Straßenrand und vor dem Krankenhaus an einer Bus-Haltestelle. Einer kommt mit einem Pappkarton. Man kann es gar nicht so schnell verfolgen. Je zwei oder drei Personen ziehen ein Transparent aus der Kiste und tragen es quer über die Straße. Sekundenschnell bildet sich eine Marschkolonne von 100 Meter Länge. Aus einer Nebenstraße schließen sich zwei Mütterkomitees dem Zug an. Über 500 Menschen bewegen sich zur Innenstadt. Im Zug sind Sprayer, die die Straße und die Häuser mit freundlichen Parolen besprühen: *Es lebe die Freiheit oder Schluß mit der Folter und den geheimen Verhaftungen oder Duarte, Marionette der Oligarchie oder Es lebe die Einheit der Arbeiterklasse! Freiheit für die politischen und gewerkschaftlichen Gefangenen! Wir wollen Meinungs- und Versammlungsfreiheit!*

Die Demonstration führt über die Caliente Arce und endet am zentralen Markt mit einer Kundgebung. Ein Typ von der Geheimpolizei in Zivil fotografiert die Redner und die Sprayer. Die Reden schneidet er mit auf einem Cassetten-Recorder. Er ist bekannt und niemand hindert ihn bei seiner 'Arbeit'. Als der Demonstrationszug am Hotel Ritz vorbeikommt, sind unsere Laienbrüder voll in Action. *Jesus liebt Dich!* Was macht Ihr hier? *Wir sind von der Mission in Alabama. Wir sind auf einer Evangelisationskampagne. Wir sind unpolitisch! Wir sind nur für Jesus Christus und total unpolitisch!* Dann haben sie ihr Werbematerial weiter in den Demonstrationszug verteilt. *Rit! Jesus te amo!* (Lächle! Jesus liebt Dich!)

16.9.84

Die Journalisten im zweiten Stock des Camino Real erzählen einen Witz,

der angeblich unter den Soldaten der Fuerzas Armadas verbreitet sein soll. Nach einem Gefecht unterhalten sich zwei Soldaten über ihre Erfolge. »Ich habe«, sagt der eine, »so an die acht erwischt. Ganz genau kann ich das nicht sagen.«

»Bei mir waren es dreik«, sagt der andere. »Und ein Minoplis.«

»Minoplis? Was ist das?«

»Da war so ein großer heller. Als ich ihn im Visier hatte und er mich sah, sagte er: 'Me no, please!'«

Die Zeitungen sind wie die nordamerikanischen Boulevardblätter aufgemacht. An den Wochenenden sind sie in einen Comic-Mantel im Vierfarbdruck eingeschlagen. *La Prensa Grafica*, *El Diario de Hoy* und *Diario Latino* sind reaktionäre Klatschblätter. In ihnen inseriert die Industrie und der Handel. Mehr als die Hälfte des redaktionellen Teils besteht aus billigem Gesellschaftsklatsch: »*Süße Hoffnung*. Dona Silvia Solorzano de Campos wurde bewirkt mit einem Tee und Geschenken für ihr Baby in Erwartung des Klapperstorches in den nächsten Tagen. Eine Gruppe ihrer Freundinnen (von links nach rechts): Dona Marta Villalobos de Alvarez, Senorita Maria Isabel Leiva, Senorita Nancy Melara, Senora Solorzano de Campos, Dona Beatriz de Espinoza und Dona Lilian de Osorio.« In diesen Zeitungen veröffentlichten die Großkopferten auch ihre Ergebnisadressen an die Regierung Duarte. Die Zeitung *El Mundo* erscheint mittags und ist liberaler. In ihr gibt es redaktionelle Artikel, die auch die Interessen der Bevölkerung zum Ausdruck bringen. In ihr veröffentlichen die demokratischen Gewerkschaften jeweils als Anzeigen ihre politischen Aufrufe und Beschlüsse.

17.9.84

Über einen Seiteneingang betreten wir mit M. den Zentralfriedhof von San Salvador. Auf einer Anhöhe auf der linken Seite deuten hunderte von Marmorkuppeln und Türmchen auf die reicherer Beerdigten hin. Unterhalb des Hügels ist eine Gräberwand, wie man sie aus Italien kennt. Viertelquadratmeter große Marmorplatten tragen die Namensinschriften und die Lebens- und Sterbendaten. Bei einigen fehlen die Kopfplatten, und das Grab ist nur zugemauert und verputzt. M. zeigt uns versteckte Hinweise auf begrabene Freiheitskämpfer auf den Stirnseiten der Gräber. Sie sind gefallen in den Jahren seit 1981. Etwas weiter führt uns M. zu einem rechteckigen Marmorblock, der, etwa einen Meter hoch und ein Meter vierzig lang, auf einem massiven Grabsockel steht. Es ist das Familiengrab der Familie Marti. Auf einer waagerechten weißen Marmorplatte auf dem Grabsockel steht FARABUNDO MARTI. »Am 2. November,« sagt M., »wenn die Familien alle auf den Friedhof gehen und mit ihren Toten feiern, kommt zu seinem Grab niemand. Ich habe noch nie jemanden hier gesehen.«

18.9.84

Jetzt sind wir über zehn Tage im Land und haben noch keinen Kontakt mit der Widerstandsbewegung gehabt. M. hat versprochen, uns dahin mitzunehmen, wo man richtige Guerilleros treffen kann. Als erstes bemängelt er unser Auto. Es hat nur zwei Türen. Man kann nicht schnell genug ein- oder aussteigen, wenn es darauf ankommt. Nach der üblichen Dekoration des Autos, rundum TV mit Lassoband, fahren wir Richtung Osten, am Militär-

flughafen Ilopango vorbei über die Panamericana und biegen nach 10 km in San Martin nach Norden ab. Die Straße führt nach Sotchitoto. Nach weiteren 10 km hält uns an einer Brücke ein Militärposten an. »Wir wollen nach Sotchitoto, den Ort filmen, die Kirche, den Markt,« sagt M. Dann dürfen wir weiterfahren.

»Diese Straße hier ist hart umkämpft worden,« sagt M. »Sie ist gefährlich. Achtet darauf, was ich sage! Gleich muß ein Posten der FMLN kommen. Ich habe immer Angst hier durchzufahren.« Erst einen Monat später erfahren wir den Grund seiner Angst. M. war dabei, und es war an dieser Straße, als der amerikanische Fotoreporter John Hoagland zwischen die Feuerlinien geraten ist und von hinten von Schüssen der Fuerzas Armadas getroffen wurde und fiel. Vor uns hält ein kleiner Getränke-LKW. Ein Soldat, das Gesicht mit einem roten Dreieckstuch maskiert, hält uns an. Unser erster Kontakt mit den Genossen der FMLN.

Ein spärlicher Kontakt. Ein weiterer Maskierter verhandelt mit dem Getränke-LKW um die Überlassung von Coca Cola. M. sagt, wir sollten ihnen 15 Colones geben, dann brüllt er laut: »Los, weg hier!« Erst als wir wieder fahren, bemerken wir den Hubschrauber. Schräg aber doch sehr hoch über uns. »Manchmal kommen sie runter, wenn sie bemerken, daß Autos an der Straße anhalten. Jetzt wißt ihr auch, warum man vier Türen am Auto braucht.«

Wir fahren weiter. Am Ortseingang von Sotchitoto hält uns wieder ein Militärposten an. Wir zeigen unsere Ausweise, die registriert werden. »Haben sie euch auch angehalten und Geld abgenommen?« fragt der Soldat. Sotchitoto ist von den bewaffneten Kräften der FMLN eingeschlossen. Nur in der Ortschaft sind Regierungssoldaten, die wöchentlich mit Hubschraubern ein- und ausgeflogen werden. Es leben nur noch wenige Menschen im Ort. Die meisten sind Flüchtlinge, die aus dem Guazapa-Gebiet in die Häuser derjenigen eingezogen sind, die die Ortschaft in Richtung San Salvador verlassen haben. Eine Flüchtlingsfrau aus Cinquera erzählt, daß sie Brot, Reis und andere Lebensmittel an die Befreiungsbewegung verkaufen. Diesen Handel kennen natürlich auch die Militärverantwortlichen der Regierung. Da sie die Solidarität der Bevölkerung anders nicht unterbinden können, greifen sie zu terroristischen Maßnahmen. »Sie sind mit dem Jeep angekommen und haben einfach in die Häuser gehalten. Drei Zivilisten sind dabei umgekommen. Das war vergangene Woche am Donnerstag,« sagt die Frau.

»Versuchen Sie sich vorzustellen, eine Million Dollar-Scheine der Länge nach aneinandergeklebt! Das entstehende Band würde reichen von hier nach Perquin und zurück,« sagt der US-Botschafter von El Salvador, Thomas Pickering, auf einem Empfang des »Nationalen Rates der Unternehmer El Salvadors« *Coneis*. »Nun, diese eine Million Dollar ist die wirtschaftliche Hilfe, mit der die Vereinigten Staaten Tag für Tag El Salvador unterstützen.«

Abgesehen davon, daß die Strecke nur einmal nach Perquin reichen würde, benötigte der Dollarausleger einen mittelstarken Militärkonvoi, der die Strecke freischießen müßte. Perquin liegt mitten in der von der FMLN kontrollierten Zone Morazan. Aber auf Genaugigkeit kommt es dem US-Bot-

schafter auch gar nicht an. Vielmehr will er von der militärischen Hilfe der USA ablenken: »Die große nichterzählte und weithin unbekannte Geschichte in El Salvador, ist die der US-Wirtschaftshilfe. Das hängt mit der Militärhilfe zusammen, die Schlagzeilen macht. In den letzten 12 Monaten, die am 30. September zu Ende gehen, haben wir zwei Dollar Wirtschaftshilfe auf ein Dollar Militärhilfe ausgegeben.«

Thomas Pickering nimmt in El Salvador die Rolle des Zahlmeisters ein. Das hat ihn nicht davor geschützt, eine Morddrohung der Todesschwadronen zu erhalten. Im zweiten Stock des Camino Real wird die Geschichte weitergesponnen. D'Aubuisson habe daraufhin aus den Vereinigten Staaten einen Anruf bekommen, in dem ausgesprochen wurde, daß D'Aubuisson persönlich für das Leben des Botschafters haftbar gemacht werde. Bis zu diesem Zeitpunkt waren uns die Zusammenhänge sehr unklar, und wir haben vorerst die Sache auf sich beruhen lassen. Vier Wochen später, am 13. Oktober 1984, veröffentlicht die nordamerikanische Zeitung *The Nation* eine indirekte Bestätigung des Gerüchts: »Unter tagespolitischen Gesichtspunkten könnte eine Beschwichtigung der gewalttätigen rechten Partei, angeführt von d'Aubuisson, logisch erscheinen, zumindest solange, bis andere demokratische Kräfte gestärkt sind. Aber das ist die Logik der Verzweiflung. Vor vier Jahren soll d'Aubuisson versucht haben mit dem Attentat auf den höchsten Kirchenbeamten des Landes, die Macht an sich zu reißen. Vor vier Monaten erfuhren US-Geheimdienstquellen, daß eine Gruppe um d'Aubuisson es erneut versuchen wollte — ein Attentat auf den US-Botschafter Pickering und möglicherweise Präsident Duarte war geplant, Mordkommandos wurden gebildet, Gewehre gesammelt, verdeckte Aktionen zur Unterstützung dieses Plans unternommen. Der Anschlag konnte aufgrund zufälliger Hinweise und der überzeugenden Stärke der US-Regierung verhindert werden. Beim nächstenmal könnten wir weniger Glück haben.«

Wir fahren zum Abgeordneten-Haus, zum Parlament. Unterwegs auf der 3. Calle Poniente kommt uns ein Demonstrationszug entgegen, der sich in Richtung Parlament bewegt. Es ist die vierte Straßendemonstration, die wir in der kurzen Zeit erleben. Diesmal sind es die Arbeiter und Arbeiterinnen von Sicafé, die für bessere Arbeitsbedingungen und höhere Löhne auf die Straße gehen.

Die Atmosphäre ist gespannt. Die Träger von Transparenten haben einfache Schirmmützen aus Pappe tief in die Stirn gezogen, und sie versuchen sich auch vor der Filmkamera hinter den Spruchbändern zu verstecken. Man fürchtet sich vor den Todesschwadronen und den Häschen der anderen Geheimdienstgruppen. Bei ähnlichen Veranstaltungen, früher, hat die National Polizei einfach in die Menge geschossen, wobei es viele Tote und Verletzte gab.

Vor der Treppe zum Parlament formiert man einen großen Transparent-Block. Im Parlament ist alles ruhig, so als gäbe es die 2000 Demonstranten überhaupt nicht.

Es ist der erste Sitzungstag, an dem der Führer der rechtsradikalen Partei *Arena*, Major Roberto d'Aubuisson, der Verlierer der unter nordamerika-

nischer Schirmherrschaft abgehaltenen Präsidentschaftswahlen, wieder als einfacher Abgeordneter im Parlament sein soll. Das aber betritt er nicht. Stattdessen lädt er die Presse in das Fraktionszimmer der *Arena*-Partei zu einem Gespräch ein.

D'Aubuisson ist ein sportlicher Typ im hellen Anzug, agil und erfolgreich. Ein Mann, der genau seine Ausstrahlung kennt und einzusetzen versteht. In weniger als vier Jahren hat er die *Arena* zu einer der schlagkräftigsten Parteiorganisationen in El Salvador gemacht. In ihr vereinigen sich die Großgrundbesitzer mit dem Militär- und Polizeiapparat. Die Verbindungen zwischen Todesschwadronen, Militär und *Arena* sind eng, und Leitungsfunktionen werden oft in Personalunion von ein- und derselben Person wahrgenommen. Aber die Partei war dem Machtzentrum in der amerikanischen Botschaft nicht genehm. Man entschied sich für den Christdemokraten Duarte und unterstützte dessen Wahlkampf mit allen Mitteln.

Zu dick waren die Kontakte und Informationen, die Verbindungen mit den Todesschwadronen. Im Kanal 4 des Fernsehens gab es eine Sendereihe mit Roberto d'Aubuisson. In ihr prangerte der Major namentlich Einzelpersonen wegen angeblicher kommunistischer Wühlertätigkeit an. Kurze Zeit später hat man sie ermordet aufgefunden. Die FernsehSendung war der Kurszettel der geheimen Mörder aus Armee und Geheimdienst.

Im Fraktionszimmer sind an diesem Mittag d'Aubuisson und seine engsten Mitarbeiter sowie ca. 20 Zeitungs- und Fernsehreporter versammelt.

Seit den letzten Wahlen gibt sich d'Aubuisson staatsmännisch: »Wir haben die Regierung gebeten und aufgefordert, uns die Ziele zu definieren, die im nationalen Interesse stehen, so wie sie es sieht, kurz-, mittel- und langfristig. Es ist ganz sicher, daß nicht nur die Parteien der Opposition, sondern alle lebendigen Kräfte in El Salvador genau so wie wir bereit sind, alle Anstrengungen zu unternehmen. Wir sind bereit, unser Sandkorn (*Arena* bedeutet Sand) beizutragen und mit der Regierung zusammenzuarbeiten. Nur wir warten alle auf Duartes Programm. Wo bleibt es nur? Ich glaube, es ist Tradition in allen Teilen der Welt, daß eine Regierung nach hundert Tagen soweit organisiert ist, daß sie ihre Aktivitäten programmiert vorstellen kann. Bis heute haben wir nichts dergleichen gesehen.«

Es kommt zu einer kleinen Aufregung. Im Eifer und bei ihrer allerersten Frage auf einer Pressekonferenz greift Anita zum falschen Namen. Sie redet d'Aubuisson mit Señor Duarte an. Die klugen Journalisten stöhnen auf. D'Aubuisson meistert die Situation: »Nun mein Fräulein, tun Sie mir einen Gefallen, und machen Sie den gleichen Fehler, wenn Sie demnächst bei Herrn Duarte sind!« Eigentlich ist man selbst der Präsident.

Die Frage galt einer Lösung der *Arena*: *Patria Si! Communismo No!* D'Aubuisson: »Seit vielen Jahren arbeiten wir jetzt schon in einem demokratischen Prozeß als politische Partei. Und gegen den Kommunismus kämpfen, ist eine Sache der Ideologie. Man beweist damit politische Kultur. Es bedeutet, daß das Volk mit seiner Stimme die Regierenden und seine Vertreter wählt und nicht auf diktatorischem Weg. Das ist schon Kampf gegen den Kommunismus. Man muß aufzeigen, daß die totalitären Schemata zu nichts führen. Sie funktionieren nicht. Sie mißachten das menschliche

Leben, die Würde der Menschen wird nicht respektiert. Unser Kampf geht dahin, daß die Würde des Menschen fundamental respektiert wird! Für den Kommunisten gelten als erstes die politischen und zivilen Rechte und als zweites erst die individuellen Rechte. Bei uns ist das nicht so. Bei uns stehen die individuellen Rechte im Vordergrund, und dann kommen erst die politischen und ökonomischen Rechte.«

Nach der zweiten Bombenexplosion im Büro der Comisión de Derechos Humanos de El Salvador, *CDHES*, einer privaten, nichtstaatlichen Einrichtung, hat man die Büroräume in der zentralgelegenen Avenida Espagna aufgegeben und arbeitet jetzt Tür an Tür mit dem Büro des Komitees der Mütter. »Hier ist mehr los, und das bedeutet für uns mehr Schutz!«, sagt der Presseprediger Francisco Martinez. Die Mitglieder der *CDHES* haben allen Grund, Schutz zu suchen. Seit ihrer Gründung 1978 sind vier ermordet und drei verschleppt worden. Unter ihnen die Präsidentin Gabriela Garcia Vias. Die Kommission sammelt seit ihrer Gründung alle Informationen über Verhaftungen, Verschleppungen und Morde. Sie registriert die aufgefundenen Leichen und versucht, die zum Teil stark verstümmelten zu identifizieren. Darüberhinaus gewährt sie den Opfern Hilfe durch Geldspenden und Rechtsbeistand. Wöchentlich informiert die Kommission über die bei ihnen bekanntgewordenen Verletzungen der Menschenrechte in El Salvador. Und das ist heute unter Duarte genauso notwendig wie vorher.

»Man wollte uns glauben machen, unter Duarte würde der Terror aufhören,« sagt Francisco Martinez. »Nach wie vor haben wir seit der Regierungsübernahme von Duarte die Klagen über die Verletzungen der Menschenrechte, von Mißbräuchen staatlicher Autorität. Wir haben Zeugen für Massaker in Chalatenango und Usulutan. Und das ist die Liste der uns bekanntgewordenen Opfer: Von Januar bis Juni 1984 haben wir 1815 Ermordete registriert. Im Juli 132 und im August 106. Es hat sich also nichts geändert. Die *Coprefa* (Komitee der Presse bei den Bewaffneten Streitkräften) allerdings will glauben machen, daß viele der Ermordeten in Kampfhandlungen gefallen seien, sie also die Guerilla unterstützt hätten. Aber wir wissen, daß das nicht stimmt. Wir haben ja die Zeugenaussagen selbst aufgenommen.«

Seit dem Staatsstreich von 1978 zählte die Kommission mehr als 47.000 Ermordete. »Es ist die traurige Wahrheit, daß die Zahlen nicht komplett sind!«

Die Kathedrale von San Salvador ist eine riesige Hallenkirche aus Beton und eine Bauruine. Das Geld für den weiteren Ausbau soll ausgegangen sein. Gottesdienste werden in etwa der halben Halle vor einem improvisierten Altar abgehalten.

Die Kirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Gerade ist der Priester mit seinen Begleitern aus einem Seitenschiff hereingekommen. Sie haben sich vor dem Altar aufgestellt. An uns vorbei geht ein Mann durch den Seitengang und verteilt Zettel. Es ist wie lange eingebübt. Die Zettel verschwinden vor dem beobachtenden Auge. Es waren Flugblätter der Gewerkschaft der Bankangestellten und Finanzinstitutionen.

Monsenor Rosa Chavez hält seine Predigt über Matthäus, Kapitel 20,

Die Arbeiter im Weinberg. In der inzwischen sehr vollen Halle herrscht eine gespannte Atmosphäre, in die die Auspufftrompeten der Autobusse von der Straße hineindröhnen. Über der Gemeinde erheben sich die rohen Betonwände, aus denen Armierungseisen des Rohbaus wie Speere herausragen. Die Lautsprecheranlage knistert. Die Rede wird von zwei Fernsehern aufgezeichnet. »Zur Zeit Jesu Christi gab es schlimme soziale Probleme und daher auch viele Personen ohne Arbeit. Diese warteten mit Sehnsucht auf die wenigen Wochen des Jahres, in denen man mehr Arme brauchte, um die Ernte einzubringen. Wie Sie sehen, etwas ähnliches, wie das, was in El Salvador passiert, wo Tausende Campesinos mit Sehnsucht darauf warten, Kaffee zu ernten und Baumwolle zu pflücken. In dieser Realität, die wir alle kennen, hat sich Jesus hingesetzt und das Gleichnis, was wir heute gehört haben, erfunden. In einem Gleichnis sind die Einzelheiten nicht das Wichtigste oder die Tatsachen, über die erzählt wird, sondern die Botschaft, die damit übermittelt werden soll. In dem Gleichnis dieses Sonntags war es für die Bibelkundigen nicht einfach, die Botschaft zu entdecken. Viele fragten sich, warum der Weinbergbesitzer denen, die nur eine Stunde gearbeitet haben, das gleiche bezahlt hat, wie denen, die die ganze Last des Tages erlitten haben. Auf den ersten Blick erscheint das ungerecht. Die Absicht Jesu war aber eine andere. Er will bildhaft darstellen, bis wohin die Großzügigkeit und Gnade Gottes geht. Der Schlüsselesatz ist: Die Letzten werden die Ersten sein, und die Ersten werden die Letzten sein.«

Um das noch besser zu verstehen, können wir uns Jesus vorstellen, als sei er der Weinbergbesitzer in dem Gleichnis. Stellt ihn Euch vor, wie er ein paarmal am Tag auf unsere Plaza de Libertad kommt, ein Ort, wo sich täglich so viele Menschen versammeln, die Arbeit suchen, und er nimmt hier Arbeiter unter Vertrag, damit sie auf seiner Finca arbeiten. Den ersten bietet er den Mindestlohn an, und den anderen, die er mittags unter Vertrag nimmt, am frühen Nachmittag und am späten Nachmittag, hat er das Gleiche angeboten; was ihm gerecht erscheint. Die Überraschung kommt dann am Ende des Tages. Als der Weinbergbesitzer nach den Letzten schickt, die nur eine Stunde gearbeitet haben, und ihnen das gleiche zahlt wie den Ersten. Das ist der Gipfel der Großzügigkeit. Aber die, die vor Morgengrauen angefangen haben zu arbeiten, sehen das nicht so und protestieren. »Diese da haben nur eine Stunde gearbeitet!« sagen sie. »Du hast sie gleich behandelt wie uns, obwohl wir die ganze Last des Tages und die Hitze ertragen haben?« Und der Weinbergbesitzer sagt zu ihnen...«. Tonband Ende.

Die Rede von Monsenore Chavez wird immer dann von Applaus unterbrochen, wenn politische Aussagen mit der Realität der Gemeinde übereinstimmen oder wenn vom Papst die Rede ist. Das wirkt, als wolle man ihn schwächen, weil so oft und heftig bei der angewandten Politik geklatscht worden ist.

In der Nähe des zentralen Friedhofs leben die Köhler. Sie bieten ihre Holzkohle zum Kauf an. Der Verdienst ist gering und steht in keinem Verhältnis zu den Kosten der Grillpartys in den Vierteln der Reichen in den höheren Regionen am San Salvador Vulkan, wo, hinter hohen Mauern und Nato draht, die Holzkohle verbrannt wird. Aber hier wie da geht es ohne einen Mann nicht ab: Julio Iglesias. Der Meister der musica romantica: »Gib mir

die Welt! Ich werde sie umdrehen. Ich weiß nicht, was ich benötige. Keine Zigaretten, keinen Schlaf, kein Licht, keinen Ton, nichts zu essen und kein Buch zum lesen. Ich brauche nur die Luft, die ich atme. Und die Liebe zu Dir!«

In El Salvadors Hauptstadt kann man keinen Schritt tun, ohne daß einen diese Stimme begleitet. Das gilt auch für einige Strände in Nicaragua. Für uns ist Julio Iglesias die späte Rache Spaniens für die verlorenen Kolonien in Zentral-Amerika.

Ein Besuch bei der FMLN in den kontrollierten Zonen

In einer dunklen Nebenstraße in einem Randbezirk von San Salvador werden wir von zwei jungen Männern angesprochen. Nach einer kurzen Begrüßung machen wir uns auf den Weg. Sie gehen hundert Meter voraus. Unser Gepäck haben wir auf neunzig Kilo reduziert. Das sind drei Rucksäcke und zwei Koffer. Weniger geht nicht. Das meiste gehört zur Filmausrüstung. Der Weg führt durch eine Straße mit neueren flachen Häusern. In den Vorgärten in Hängematten und Schaukelstühlen sitzen vereinzelt Männer, Kinder im Schoß, die uns still passieren lassen. Die Frauen sind in den Häusern mit der Vorbereitung des Abendessens beschäftigt. Der Weg ist nicht beschwerlich. Die Häuser bleiben allmählich zurück. Wir kommen auf einen Feldweg. An einer Biegung halten unsere Begleiter an. Hier sei die letzte Möglichkeit, noch etwas zu kaufen. Man bringt uns eine Coca im Plastikbeutel. Wir gehen weiter in die Finsternis. Es ist Neumond. Tage später erst wird uns bewußt, daß wir die Coca-Cola-Grenze überschritten hatten. Ab hier ist man auf sich selbst angewiesen, auf das, was man mit sich trägt oder was einem Freunde überlassen.

Nach einer Stunde rasten wir unter der Remise eines Bauernhofes. Hier warten vier weitere Personen, die wir in der Dunkelheit schlecht erkennen können. Hundert Meter weiter, bei einer Hütte, begrüßen uns die ersten bewaffneten Soldaten der FMLN. Unsere Koffer werden in Rucksäcke umgepackt. Es bleibt für uns nur leichtes Handgepäck zum tragen. Das andere wird auf eine Gruppe junger Männer verteilt. Dann müssen wir uns hintereinander aufstellen. Nach einer kurzen Ansprache werden wir aufgefordert, im Abstand von vier Metern hintereinanderher zu gehen. Bei Schwierigkeiten soll man auf die Kommandos hören. Taschenlampen können nur an einigen Stellen angemacht werden. Falls jemand verloren geht oder man auf Fremde trifft, heißt die Parole: Partisan! Vorwärts!

Der Weg geht an einzelnen Bauernehöfen vorbei. Es riecht. Und man hört es an den Geräuschen von Vieh, bellenden Hunden und krähenden Hähnen. Der Weg ist ausgewaschen und hat meistens drei parallel verlaufenden Rinnen von den Rädern der Bauernkarren und den Trittspuren der Zugtiere in der Mitte. Er ist holprig und verschlammt. Es ist sehr dunkel, man sieht keinen Stern am Himmel. Etwas später fängt es an zu regnen. Gelegentlich führt der Weg, tief in die Lavaerde eingeschnitten, durch den Berg. Hier dürfen die Taschenlampen benutzt werden. Über uns sind die Zweige der Bäume von beiden Seiten zusammengewachsen. Diese Teile des Wegs sind auch am Tage nicht einsehbar. Generationen haben sie ausgetre-

ten, es sind die alten Inkawegs, Straßen des Volkes, die Straßen der Revolution. Mir kommen die Marschkolonnen der Indianer in den Sinn.

Nachdem uns der Regen durchnäßt hat, bereiten die beiden Flüsse, deren Wasser uns bis zum Oberschenkel reicht, keine Schwierigkeiten. Wir waten hindurch. Nach zwei Stunden machen wir Rast. Wir warten auf eine Kolonne, die uns ans Ziel bringen soll. Unsere Transportkolonne geht zurück. Sie ist immer im Einsatz am Übergang der vom Gegner beherrschten Gebiete in die von der FMLN kontrollierten Zonen. Wir begrüßen die Neuangekommenen. Sie haben ein Maultier dabei, auf das unser Gepäck geschnallt wird. Es gießt. Der Weg führt wieder durch einen Fluß und über eine Eisenbahnlinie. Nach einer weiteren halben Stunde erreichen wir eine Straße. Das muß die Troncal del Norte sein, die Straße, die von San Salvador nordwärts über La Palma nach Guatemala und Honduras führt. Nachts verkehren keine Fahrzeuge in El Salvador. Nacheinander überqueren wir die Straße im Laufschritt.

Unsere Begleitkolonne besteht aus ungefähr 12 Mann und einer Frau, die ein Sprechfunkgerät bedient. Vier bis sechs sind immer weit voraus und sichern den Weg ab. Die anderen gehen mit uns. Zu denen, die wie wir abgeholt wurden, gehört Irene, die von zu Hause abgehauen ist und zu den Partisanen will. Sie hat nur die Sachen dabei, die sie auf dem Leib trägt. Wir lernen sie später näher kennen. Gleich alt wie Irene, 16 Jahre, ist Angelo. Er hat unterwegs seine städtischen Halbschuhe weggeschmissen und mitgebrachte neue hohe Schuhe mit schwerer Sohle angezogen. Älter ist William, der einen kleinen Rucksack dabei hat.

Unsere Gruppe hat noch kein individuelles Gesicht. Zu sehr ist jeder mit sich selbst beschäftigt, das Marschtempo einzuhalten, den Abstand zum Vordermann nicht zu kurz oder zu weit werden zu lassen und auch den Weg abzutasten, bevor der nächste Schritt getan wird. Es geht aufwärts. Die wenigen geraden Strecken sind wie eine Erholung. Schon längst hat sich im Schuh eine warme feuchte Brühe gebildet.

Wir sind vier Stunden unterwegs seit der Übergabe von der Trägerkolonne. Wir schleppen uns weiter. Auf die Frage, wie weit es noch sei, gibt es unterschiedliche Antworten. Die niedrigste Zahl ist eine Stunde. Die Kolonne ist weit auseinandergezogen, und wir treffen erst wieder bei einem weiteren Fluß zusammen. Der hat inzwischen Hochwasser. Unsere Begleiter haben Mühe, eine Furt zu finden. Wir bilden eine Kette und gehen Zentimeter um Zentimeter durch das reißende Wasser, das mir bis zur Hüfte geht. Immer steiler und enger wird der Pfad. Wir müssen immer öfter pausieren, obwohl unsere Begleiter uns mit freundlichen Worten anfeuern. Es geht nicht mehr. Nach acht Stunden rasten wir bei einer Hausruine. Wir ziehen unsere Schuhe aus und legen uns in den nassen Kleidern auf die Erde. Wir sind erschöpft, können aber nicht schlafen, weil mit der Morgendämmerung die Kälte in die Glieder zieht. Noch ist es nicht hell, aber wir müssen weiter. Immer höher den Guazapa-Vulkan hinauf. Der Weg ist steil. Oft können wir nur ein paar Meter weiter und müssen rasten. Der Ausblick in Richtung San Salvador wird, wenn die Wolken sich verzogen haben, immer schöner. Der Pfad ist schulterbreit. Mal geht es durch Buschwerk, dann an Maispflanzungen vorbei, oft ist das Gras übermannshoch. Immer sind hohe Bäume über uns, die den Himmel verdecken. Der Regen hat endlich aufgehört.

Nach weiteren drei Stunden Aufstieg sind wir am Ziel, ein Campamento in der höheren Region des Guazapa-Vulkans. Auf der Texaco-Karte sehen wir, daß der Ort El Salitre heißen muß. Die Companeros nennen ihn La Fuente, wegen der vielen frischen Wasserstellen. Unterwegs sind wir schon an einem großen Wasserbassin vorbeigekommen. Das Wasser ist bläulich eingefärbt.

Im Campamento werden wir von Salomon begrüßt. Salomon trägt eine schwarze Baskenmütze, ein grünes T-Shirt und ein rotes dreieckiges Hals-tuch. Und sein Gewehr. Jeder trägt hier ein Gewehr. Es ist ein Gebrauchs-gegenstand, den man immer zur Hand hat.

Teil II in DEBATTE 3/85

Eine alte Zeit macht es gern mit der jungen, wie jener König mit dem Kinde, das er schlachten und sich das Blut in die Adern spritzen ließ.

Friedrich Hebbel

Peter Maiwald

Notizbuch 5

Am Ende meiner Kräfte steht einer und wartet darauf.

Die Angst, etwas Falsches zu sagen, bringt uns um mehr Richtiges als jede Zensur.

Wer dem Publikum entgegenkommt, zeigt, wie weit er von ihm entfernt ist.

Lügner haben ein Gutes: sie wissen die Wahrheit.

Leute, die nichts dabei finden, werfen Leuten, die etwas dabei finden, gern vor: Das ist gesucht!

Soldaten haben, im Gegensatz zu Künstlern, ein Zielpublikum.

Lehrfach für Schulen: Irrtümer einsehen.

Es liegt in der Natur der Kaltgestellten, daß sie sich frisch halten.

Immer wenn er in den Schoß seiner Familie zurückkehrte, setzten sofort die Wehen ein.

Dissidenten? Schall und Rauch! (Polnische Räuberpistole)

Hinter dem Rücken der Avantgarde

In die marxistische Diskussion in der Bundesrepublik hat sich jüngst eine Wortkombination wieder eingeschlichen, die immer stärker sich zum Begriff, sogar zur Kategorie zu mausern versucht: 'Historischer Optimismus' oder 'historisch-optimistischer Standpunkt'. Ein nach Anschein begriffliches Gewicht lehnt das Wortspiel sich aus der Nähe zum anklingenden 'Historischen Materialismus', die genaue marxistische Kategorie, mit der 'Historischer Optimismus' aber wenig zu tun hat. Zwar hat Lenin, das Register seiner Werke ist hier hilfreich, im Alter von 27 Jahren erstmals dieses Wort verwandt, doch ausdrücklich mit der Klausel, keinen Begriff kreieren zu wollen. Über die von den 'Völkstümern' zu unterscheidenden 'Aufklärer' und ihre 'Schüler' sagt er: »Charakteristisch für die erste und die letzte Richtung (also Aufklärer und Schüler) ist ein — wenn man so sagen will — historischer Optimismus: Je weiter und je schneller die Dinge gehen, so wie sie jetzt gehen, desto besser« (Auf welches Erbe verzichten wir? Werke 2, S. 538). Lenin umschrieb mit der Wortkombination die Annahme der 'Aufklärer' und ihrer 'Schüler', daß sich der russische Kapitalismus bis zu seiner Reife fortsetzen werde und nicht vorzeitig abzubrechen sei. Das Wort Optimismus wird hier mit Rücksicht auf seinen exakten begrifflichen Kern, Optimum, d.h. ein möglicher strukturimmanenter Höhepunkt, verwendet.

Das also wäre die marxistische Definition des - wenn man so sagen will — historischen Optimismus. Sie ist treffend genug, um die Unbrauchbarkeit bei Verwendung des 'Begriffs' hier und heute zu erkennen.

Das Wort 'Historischer Optimismus' fällt gegenwärtig in der Regel, wenn Entwicklungslinien über den Kapitalis-

mus hinaus extrapoliert werden sollen. Das vor allem ist der Fall bei zwei Themen; bei Betrachtung der gesellschaftlichen Zukunft im allgemeinen und bei Überlegungen zum weiteren technischen Fortschritt im besonderen. Für beide Fälle gilt aber, daß Extrapolationen über die gegebenen Trends hinaus keine sozialistische Perspektive eröffnen, daß vielmehr dieser Weg eine Umkehr fordert und sein Fortgang von einem neuen Standpunkt aus erst denkbar wird. Denn je weiter und je schneller die Dinge gehen, so wie sie jetzt gehen, desto schlechter.

Diesen Bruch in der Entwicklung soll das Wort 'Historischer Optimismus' verdecken. Es füllt eine Leerstelle für eine potentiell handlungsleitende Kategorie, die Zukünfte erfassen kann, ohne schon den genauen Weg zu ihnen angeben oder aus ihnen ableiten zu wollen. Der Name für diese Kategorie ist *Utopie*.

Die Konjunktur des Wortes 'Historischer Optimismus' ist der Schamhaftigkeit geschuldet, mit der Marxisten den Begriff 'Utopie' vermeiden, seitdem dieser, mit Hegel gesprochen, im wissenschaftlichen Sozialismus 'aufgehoben' schien. Daß es sich möglicherweise so doch nicht verhält, daß das Denken in und an Utopien auch für Marxisten noch oder wieder produktiv werden könnte, daß 'Historischer Optimismus' als zielloser Wegweiser von den noch weglosen Zielbestimmungen, Utopien, zu ersetzen wäre, darüber hat das IMSF kürzlich eine Beratung abgehalten. »Thesen und entsprechende Kurzreferate zu wichtigen Aspekten des Diskussionsthemas« hat nun die Zeitschrift *Marxistische Blätter* 1/85 vorgelegt.

Zur Begründung der Diskussion bemerkt einleitend Heinz Jung: Die Erfahrungen der letzten Jahre »haben gezeigt, daß die Hegemoniefähigkeit ei-

ner theoretischen Konzeption nicht aus ihrer abstrakten Richtigkeit und Wahrheit resultiert, sondern aus ihrer Fähigkeit, neue Bedürfnisse und Themen aufzugreifen und diese zu einem theoretischen und politisch-ideologischen Gesamtkonzept zu vermitteln.« Es gehört seiner Meinung zufolge zu den »Lehren« aus der Anti-KKW-, der Ökologie- und bestimmten Aspekten der Frauenbewegung, »daß ausschließlich ideologische Gegenpositionen der abstrakten Wahrheit — oder dessen, was jeweils dafür angesehen wurde — theoretische und praktisch-politische Zugänge zu diesen Problemen und Bewegungen eher verstellt als aufgeschlossen ... Die Suche nach dem Neuen und mehr noch die Orientierung auf das Neue sind Prozesse, die nicht nur wissenschaftliche Offenheit und Vorurteilslosigkeit voraussetzen, sondern auch die Reflexion des Neuen im Denken und Fühlen der Menschen erkunden müssen.«

Die »utopische Erkundung der neuen Zeitalter und Entwicklungsfelder« spielt »bei weitem keine absterbende Rolle«, dies nicht etwa aus Mangel an wissenschaftlichen Analysen und Prognosen, sondern möglicherweise »gerade auch deshalb«, also aus einem Überschuß solcher Prognosen. Es gäbe nicht wenige aktuelle Probleme, deren Lösung in alternativen Formen zum Bestehenden zu suchen seien. »Aber der Weg dorthin liegt noch im Dunkel.«

Dem Utopismus der Alternativen billigt Jung darum nicht nur Legitimität zu, sondern auch Bedeutung zur »Schaffung jenes Problembeußtseins«. Marxisten sind solcher Denkweisen nicht dadurch enthoben, daß die Zukunft im Sozialismus »eine reale Gestalt angenommen« hat. Denn zum einen haben sich die »Zeithorizonte von Veränderungen« so verschoben, daß ein ausschließlich sich an dieser realen Gestalt fixierender Realismus »in einen Pragmatismus umschlagen« kann, »der im Status quo verharrt und die historischen Möglichkeiten nicht mehr

realisiert bzw. bei den Akteuren die historische Perspektive verdrängt«. Zum anderen — Heinz Jung — können wir nicht übersehen, daß das »nach wie vor in den entwickelteren kapitalistischen Ländern effektivere Produktivkraftsystem einen Fortschritt der Vergesellschaftung — wenn auch in völlig deformierten Formen — und die Produktivität von Bedürfnissen und Realisierungsformen, die z.B. in den sozialistischen Ländern noch nicht auf der Tagesordnung stehen«, bedingt, die Zukunft also auch aus hiesiger Gegenwart erklärt, entwickelt, entworfen werden will und muß.

»Es kann kaum ein Zweifel daran bestehen«, resümiert Jung, »daß die Marxisten noch bei weitem nicht den ihnen möglichen Beitrag auf diesem Feld geleistet haben.«

Die für Marxisten gegebene Aktualität des Utopismus — der zweifellos auch eine ganz unmarxistische, bisweilen antimarxistische Blüte erlebt, worauf hinzuweisen Robert Steigerwald sich in seinen Thesen beschränkt — die Aktualität hat drei Quellen.

1. Die Potenzen der Technik, die destruktiven ebenso wie die produktiven erzwingen ein 'Umdenken', wie es oft genannt wird, ihre Extrapolation ist zur Zeit nicht zu verarbeiten. Frank Deppe, aus dessen Buch, »Ende oder Zukunft der Arbeiterbewegung«, Auszüge nachgedruckt wurden, sagt dazu: »Heute hingegen kann sich die utopistische Intention nicht mehr in der Vorstellung einer von gesellschaftlichen Zwängen und Sonderinteressen befreiten Produktivkraftentwicklung erfüllen. Die negativen Utopien sind die logische Folge solcher Visionen. Die Zukunftsperspektiven, die heute zu entwickeln sind, werden dagegen auch offen sein für Pläne einer partiellen Entindustrialisierung.«

2. Auch bei fragloser Respektierung des bestehenden Sozialismus als der anderen, fortgeschrittenen Gesellschaftsformation sei nicht zu überse-

hen, daß »die Entwicklung der demokratischen Bewegungen in unserem Land auf einzelnen Ebenen ein Niveau erreicht hat, das eigene Maßstäbe setzt und weitergehende Zukunftsvorstellungen fördert, die über die Realitäten in den sozialistischen Ländern hinausweisen« (Albert Engelhardt).

3. folgt aus den beiden genannten Einsichten, zumindest im Analogieschluß, daß auch der 'Sozialismus utopisches Denken braucht' (Engelhardt), daß er »an Anziehungskraft gewinnen (wird), sofern er auch Antworten auf Fragen liefert, die bei uns in Gestalt utopischer Zukunftsentwürfe artikuliert werden« (Engelhardt).

Daß solche Überlegungen nicht ohne Widerspruch bleiben können, ihre Diskussion weitgehend als überholt zu be-

trachten sei, merkt abschließend Willi Gerns an: »Der Begriff 'Utopie' ist im Marxismus nicht offen, sondern bei Marx, Engels und Lenin sowie im Gebrauch durch die revolutionäre Arbeiterbewegung eindeutig definiert. Ich halte ihn darum in marxistischen Publikationen nicht für beliebig verwendbar. Für das Programm der DKP kann er keine Anwendung finden«. Was Gerns allenfalls konzidieren mag, sind »große Ideale«. Aber »große Ideale« ebenso wie kleine sind — um noch einmal, indirekt, mit dem aufgehobenen Hegel zu sprechen — punktuelle Ortsangaben, Fluchtpunkte.

Das Beharren auf ihnen als einem Optimum mag dazu verleiten, den historischen Optimismus wieder auf die Bahn zu schicken.

T.N.

Zum Januarheft 1/85 schulden wir unseren Lesern zwei technische Erklärungen. Der relativ späte Auslieferungstermin war bedingt durch die Weihnachtspause in Setzerei und Druckerei. Das leichte Auseinanderbrechen dieser Nummer — so sagt uns die Binderei — ist dadurch verursacht, daß die frisch geleimten Hefte gerade während des größten Kälteeinbruchs auf den Lastwagen geladen wurden. Der Leim, statt abzubinden, hat sich »erschreckt«. Wir nennen das zwar nicht »Systemkälte«, aber stören tut's doch.

Claus Bremer, geb. 1924; Schriftsteller und Dramaturg; zuletzt: Farbe bekennen - Mein Weg durch die konkrete Poesie, 1983; Man trägt keine Mützen nach Athen — Poesie, 1984. Fred Eckhard, Dr. phil., geb. 1936; Völkerkundler; Wildbeutertänze — Ihre Formen und Funktionen, 1959; Theaterarbeit: seit 1962 Hamburgische Staatsoper, seit 1977 Ruhrfestspiele Recklinghausen; Gewerkschaftssekretär. Gerd Fuchs, geb. 1932; Veröffentlichungen u.a.: Ein Mann fürs Leben, Erzählung, 1978; Stunde Null, Roman, 1981; Die Amis kommen, 1984. Helmut Heissenbüttel, geb. 1921; Schriftsteller; u.a.: Ödipuskomplex made in Germany, Gelegenheitsgedichte Totentage Landschaften, 1965-1980; Von fliegenden Fröschen, libidinösen Epen, vaterländischen Romanen, Sprechblasen und Ohrwürmern — 13 Essays, 1982; Franz Ottokar Mürbekapsels Glück und ein Ende, Erzählungen, 1985. Heinrich Kipphardt, Dr.med., 1922-1983; Dramatiker, Erzähler, Dramaturg, Lyriker; u.a.: In Sachen J. Robert Oppenheimer, 1964; März, 1976; Bruder Eichmann, 1983. Wolfgang Krohn, Dr., geb. 1941; Mitarbeiter am Universitätsschwerpunkt Wissenschaftsforschung der Universität Bielefeld; Veröffentlichungen u.a.: Der Zwang zum Fortschritt, Kursbuch Nr. 73; Weltbilder des Abendlandes, in: Hameyer, U., Kapune, T., Weltall und Weltbild, IPN Kiel, 1984; Mitautor von: Die gesellschaftliche Orientierung des wissenschaftlichen Fortschritts, Suhrkamp, 1978. Helmut Ridder, Dr. jur., Dr. h.c., geb. 1919; Prof. für Öffentliches Recht und Wissenschaft von der Politik; zuletzt: Beiträge im Alternativ-Kommentar zum Grundgesetz, 1984. Rafael de la Vega, Dr. phil., geb. 1930; Jurist, Literaturwissenschaftler; u.a.: Austromarxismus (mit H.J. Sandkühler), 1970; Marxismus und Ethik, 1970; Ideologie als Utopie — Der hegelianische Radikalismus der marxistischen »Linken«, 1977. Manfred Vosz, geb. 1935; Prof. an der GHS Kassel; Filmemacher; zuletzt: Die nackten Füße Nicaraguas, 1984. Franziska Wiethold, geb. 1946; Gewerkschaftssekretärin.

Ernesto Cardenal

Das poetische Werk

Einladung zur Subskription



Aus Anlaß des 60. Geburtstages beginnen wir in diesem Jahr mit der Herausgabe seines poetischen Werkes in acht Bänden und einem Sonderband. Der Preis pro Band liegt zwischen DM 16,80 und DM 19,80. **Bei Abnahme aller neun Bände sparen Sie DM 30,-.** Band 2 (DM 18,80) und Band 4 (DM 16,80) sind bereits erschienen.

Band 1: In der Nacht leuchten die Wörter
Frühe Gedichte, Epigramme, Psalmen

Band 2: Die ungewisse Meerenge

Band 3: Für die Indianer Amerikas

Band 4: Das Buch von der Liebe
Meditationen

Band 5: Wir sehen schon die Lichter
Vorrevolutionäre Gedichte

Band 6: Poesie der Naturvölker

Band 7: Wolken aus Gold
Für die Indianer Amerikas Band 2

Band 8: Den Himmel berühren
Gedichte 1979 bis 1985

Band 9 (Sonderband): Reiher wie weiße Segel
Der Holzschnitzer Ernesto Cardenal

Peter Hammer Verlag

Postfach 200415, 5600 Wuppertal 2.

Bitte fordern Sie unseren Sonderprospekt an.

SOZIALISMUS

Die linke Monats Zeitschrift

- diskutiert gesellschaftspolitische Alternativen zur Politik der Rechten
- informiert über internationale Probleme
- kommentiert aktuelle politische und kulturelle Themen

zum Beispiel:

- Systemveränderung von rechts die Politik der Konservativen
- Angst vor Keynes?
- Die neue industrielle Kommunikation
- Sparpolitik auf Kosten der Kommunen
- Marx und die Dritte Welt
- Sozialismus in Frankreich: Der Anfang vom Ende
- Reagan: Amerikas beste Zeiten

Autoren:

Th. Bergmann,
U. Klose/
H. Mattfeldt/
N. Wieczorek/
H. Kleinert/N.
Kinnock u.v.a.m

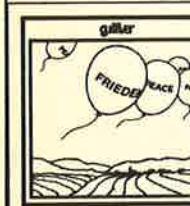
Die Aufgabe:

»Es kann keine kulturelle Reform geben ohne eine vorausgehende ökonomische Reform und einen Wandel im gesellschaftlichen Gefüge. Daher kann eine intellektuell-moralische Reform nur an ein ökonomisches Reformprogramm gebunden sein.“ (Gramsci)

60 Seiten: DM 5.-
Probeheft anfordern!
VSA, Postfach
50 15 71
2000 Hamburg 50



DIE
CAMERA OBSCURA
DER
IDEOLOGIE



**FRIEDEN ·
PAIX ·
PEACE**



WIE TEUER
IST UNS
GESUNDHEIT ?

Projekt Ideologie-Theorie Die Camera obscura der Ideologie

Dieser Band enthält Bereichsstudien von Hall, W.F. Haug und Pietilä. Haug skizziert die Herausbildung des bürgerlichen Bewußtseinsdiskurses und zeigt, wie dessen Wiederkehr im Marxismus die Lösung aktueller Probleme blockiert. Hall analysiert das Ineinandergreifen ökonomischer Erfahrungen und politischer Ideologien. Pietilä setzt sich mit verschiedenen Theorien zum Verhältnis von Ideologie und Wissenschaft auseinander.

Argument-Sonderband AS 70
201 S., 17,60 DM/f. Stud. 14,60 DM

J. Hoerder/M. Mayer (Hrsg)
Frieden, Paix, Peace

Die Erfahrungen der neuen Friedens- und Anti-kriegsbewegungen in Nordamerika und Großbritannien sind hierzulande nur wenig aufgearbeitet. Die Beiträge dieses Bandes bieten einen Zugang zur Vorgeschichte und Hinweise auf Literatur. Thematisiert wird die neue Form der us-amerikanischen Bewegung in der Spannungssachse zwischen hochorganisierten Zentren und lokalen Grassroots. Ein weiterer Schwerpunkt ist die "Friedenserziehung" im Englischunterricht.

Gulliver 16, Argument-Sonderband AS 122
163 S., 17,60 DM/f. Stud. 14,60 DM

Wie teuer ist uns Gesundheit?

Dieser neue Band aus der Reihe "Kritische Medizin" enthält Analysen konservativer Sozialpolitik, Untersuchungen einzelner Politikfelder: Selbstbeteiligung an der Krankenversicherung, § 218, Sozialstationen, Orthopädie in der Weimarer Zeit. Darüberhinaus werden Versuche der Gegenwehr gegen die sozialpolitische Wende dargestellt.

Kritische Medizin, Argument-Sonderband AS 113
159 S., 17,60 DM/f. Stud. 14,60 DM

Argument Vertrieb, Tegeler Str. 6, 1000 Berlin 65

ARGUMENT

F 7020 E
017007772/00285/00003

HERRN
WOLFGANG ALBERS
PFALZBURGER STR. 72 A

1000 BERLIN 15

3/85
März

Arnhelm Neusüss

**Hythlodeus oder Die Entbehrlichkeit utopischen Denkens
in der Moderne**

Michael Schneider

40 Jahre bundesdeutsche Identitätskrücken

Thomas Neumann

Bismarck auf dem Alexanderplatz

Bertolt Brecht

aus: Untergang des Egoisten Johann Fatzer

Drei Reden über den Massenmenschen + Über die Lehre
(Erstveröffentlichung)

Georg Fülberth

Tiefgestaffelte Formation

Zu neueren Selbstdarstellungen von CDU/CSU-Politikern

Karl Pawek

Yankees raus

außerdem Texte von: Till Bruttel, Heinz-Gerd Hofschen,
Hans-Jürgen Krysmanski, Peter Maiwald, Manfred Vosz